This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07593008 5

Staatswirthschaft

von

Christian Jacob Kraus,

öffentlichem Lehrer der praktischen Philosophie, und der Cameralwissenschaften auf der Königsbergschen Universität.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

geheimem Ober-Finanzrathe, ostpreußischem Kammerpräsidenten, Curator der Königsbergschen Universität und Ritter des rothen Adlerordens.

Zweiter Theil.

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius.

1808.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Inhalt des zweiten Bandes.

d. Dritte Abtheilung. Von dem Verhältniß des Lohns und Profits bei verschiednen Arbeiten und Verlagsanwendungen. S. 3.

aa. Vorerinnerungen. daſ.

aaa. Alles Einkommen an Profit und Arbeitslohn aus verschiednen Gewerben ſucht ſich durch die Konkurrenz auszugleichen. 4.

bbb. Aber demohngeachtet finden Ungleichheiten darin ſtatt, deren Urſachen hier erklärt werden ſollen. daſ.

bb. Sektion I. Von den aus der Natur der verſchiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen ſelbſt entſpringenden Ungleichheiten des Geldlohns und Geldprofits. 6.

aaa. Ungleichheiten des Lohns entſtehen

α. durch die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit der Arbeit, 7.

αα. in phyſiſcher Rückſicht; 8.

ββ. in moraliſcher Rückſicht; daſ.

β. durch das Anhaltende oder die Stillſtände in der Arbeit, die Unſicherheit liege nun

αα. in der Natur der Arbeit ſelbſt, daſ.

ββ. oder in der Art ſie zu bedingen. 10.

γ. durch das größre oder geringere dabei vorausgeſetzte Vertrauen, 11.

αα. ſey es nun ein höheres Maaß von gewöhnlicher Dienſttreue! 12.

ββ. oder ein höheres Maaß von Geiſtesthätigkeit: 13.

β. durch die mehr oder minder koſtbare Erlernung der Arbeit, daſ.

αα. entweder weil die Schwierigkeit in der Arbeit ſelbſt liegt, 14.

ββ. oder in der Verfaſſung des Gewerbes: 16.

ε. durch die Sicherheit oder Unſicherheit des Erfolgs bei Gewerben, 17.

αα. wo es unwahrſcheinlich iſt, daß Jemand ſich für eigne Rechnung werde etabliren können, daſ.

ββ. oder wo es ganz auf freie Geiſtesthätigkeit, beſondres Talent oder Glück ankommt. 18. Doch werden die letztern Gewerbe verhältnißmäßig

ααα. bald zu niedrig belohnt, weil Ruhmſucht, Dünkel und Zuverſicht auf gutes Glück die Konkurrenz in ihnen vermehren, 20.

βββ. bald zu hoch, weil die gemeine Meinung einige derſelben für nicht ehrenhaft hält, und dieß die Konkurrenz in ihnen vermindert, 26.

bbb. Ungleichheiten im Verlagsprofit

α. entſtehn nur

αα. durch das Unangenehme des Gewerbes 28.

ββ. durch das Mißliche in demſelben. 29.

β. Daher mehr Gleichheit im Profitſatze, als im Arbeitslohne. 30.

γ. Wo es anders ſcheint, kommt dieß daher, weil man Profit mit Arbeitslohn vermiſcht. 31.

αα. Apothekergewinn. 31.

ββ. Profit der Krämer in den Landstädten. daſ.

γγ. Warum Viktualien in den großen Städten nicht verhältnißmäßig theurer ſind? 33.

ββ. Arbeitslohn und Profit können ſich in verſchiedenen Gewerben nur ins Gleichgewicht ſetzen:

α. wenn die Gewerbe üblich und wohlbekannt ſind, da bei neuen Gewerben anfangs höheres Lohn gezahlt werden muß; 35.

β. wenn die Gewerbe in ihrem natürlichen Beharrungszuſtande ſind, denn es iſt höher

αα. der Lohn von Arbeiten, die nicht zu allen Zeiten in gleichem Maaße gebraucht werden, 39.

ββ. der Profit bei außerordentlichen Spekulationen; 40.

γ. wenn das Gewerbe die Hauptbeſchäftigung deſſen iſt, der es treibt; welches beſonders nicht der Fall iſt bei Arbeiten,

αα. die, wie Spinnen und Stricken, in den Familien nebenher verrichtet werden, 42.

ββ. oder die Pfleglinge milder Stiftungen anfertigen, 44.

γγ. oder in armen Gegenden, wo vieles Nebenarbeit wird, das in reichern Menſchen ausſchließlich beſchäftigt. daſ.

cc. Sektion II. Von den aus poſitiven Einrichtungen entſpringenden Ungleichheiten des Geldlohns und Geldprofits. 45.

aaa. Einrichtungen, welche die Konkurrenz beſchränken. Daſ.

α. Dieß ſind vornehmlich die Innungen. 46.

αα. Unterſchied zwiſchen Zünften und Gilden, geſchloßnen und ungeſchloßnen Innungen. 47.

ββ. Alles Innungsweſen vertheuert die Leiſtungen der Innungsglieder, 49.

αaα. in ſo fern es Erſatz für längre Lehrzeit, Koſten des Meiſterrechts, Ankauf von Gerechtigkeiten, und Beiträge zur Zunftkaſſe nöthig macht; daſ.

ββββ. in ſo fern es die Konkurrenz beſchränkt. 55.

γγ. Dieſe Vertheurung fällt ohne Erſatz denen zur Laſt, die nicht durch Innungen verbunden ſind, insbeſondre dem platten Lande

αaα. durch höhern Lohn und Profit, den die Städter mittelſt des Innungsweſens beziehn; 59.

ββββ. durch Beſchränkungen des Marktverkehrs, 60.

γγγ. durch Entziehung von Verlag und Arbeitern, welche die Folge hievon ſind; 61.

δδ. fließt auch der in den Städten geſammelte Verlag zuletzt dem Lande wieder zu; ſo iſt dieß doch ein unnatürlicher Umweg. 63.

β. Digreſſion über die Natur der Zünfte.

αa. Ihr Zweck iſt, zu hemmen

αaα. die Konkurrenz jedes Dritten mit den Zunftgliedern; 66.

ββββ. die Konkurrenz der Meiſter unter einander. daſ.

ββ. Die Zunftformen ſind unnütz,

αaα. weil die gemeinen Handwerke keinesweges ſo künſtlich ſind, daß es zu ihrer Erlernung beſonderer Formen bedürfte; 68.

ββββ. und weil ſie eben ſo wenig dienen, die Handwerker beſſer unter Zucht zu halten. 70.

γγ. Die Zunftverfaſſungen ſind ein ungerechter Eingriff in die Rechte derer,

αα. die arbeiten wollen, 71.

ββ. die Arbeit verlangen. 72.

N. Aber ſie können doch nur aufgehoben werden ohne Ungerechtigkeit

αα. entweder durch freie Uebereinkunft, daſ.

ββ. oder gegen Entſchädigung der zeitigen Zunftmitglieder. daſ.

bbb. Einrichtungen, welche die Konkurrenz erweitern. 73.

α. Wenn der Staat die Koſten zur Erziehung für gewiſſe Gewerbe hergiebt, 73. beſonders

αα. für Studirende, vorzüglich Geiſtliche, 74. daher

ααα. Drängen zu ſehr ſchlechten Stellen, 74.

βββ. Ueberhäufung mit Litteraten im Lehrfache, 76.

γγγ. Wohlfeilheit des Unterrichts, die immer eine Wohlthat bleibt, welche vorzüglich durch Vergleichung mit der Theurung des Unterrichts bei den Alten, die ſolche Anſtalten nicht hatten, einleuchtet: 78.

ββ. für Officiers durch die Kadettenhäuſer, daher geringer Gehalt der Subalternen. 80.

β. Wenn gewiſſe Gewerbe

αα. entweder von allgemeinen Laſten befreit, 81.

ββ. oder gar durch Vorſchüſſe begünſtigt werden, woher ſie zwar

ααα. für geringern Lohn arbeiten können, 82.

βββ. aber auch wohl das Aufkommen von größern Fabriken hindern. daſ.

ccc. Einrichtungen, welche den freien Umlauf von Arbeit und Verlag hemmen. 82.

α. Dieſe ſind

αα. in Bezug auf Arbeit,

ααα. Gewerbszwang, der den Uebergang von einer Arbeit zur andern hemmt, 83.

βββ. Erbunterthänigkeit der Landleute, 83 f.

γγγ. Verhinderung der Landleute in die Städte zu ziehn, 84.

δδδ. in England beſonders die Armenverfaſſung; 85.

ββ. in Bezug auf Verlag, 86.

ααα. alle Beſchränkung der Arbeiter auf gewiſſe Gewerbe, daſ.

βββ. die Beſchränkung von Handelsleuten auf gewiſſe Gewerbszweige, daſ.

γγγ. Abſchoß beim Verziehen, daſ.

β. ſie ſind nachtheiliger, wenn ſie Arbeit treffen, als wenn ſie Verlag treffen, wo ſie leichter umgangen werden. 87.

ddd. Das nachtheilige Uebergewicht ſolcher Einrichtungen wird wieder zum Gleichgewicht gebracht,

α. indem ſich in ungeſchloßnen Zünften die Zahl der Meiſter mehrt, 88.

β. indem in geſchloßnen Zünften die Preiße der Gerechtigkeiten ſteigen, daſ.

γ. indem der unfreien Arbeitern

αα. die Arbeit ſchlechter, 89.

ββ. und die Vermehrung der Arbeiter gehindert wird. daſ.

eee. Die Konkurrenz für dieſes oder jenes Gewerbe beweiſt, in welchem Verhältniſſe ſie lohnen. 90. Beſonders merkwürdig ſind

α. die Scheu vor dem Soldatenſtande, auch der Unfreien, 91.

β. das Drängen zu Officiantenpoſten. 92.

fff. Bemühungen Polizeitaxen zu machen
α. für Arbeitslohn, die in der Regel nur zu Gunsten der Herren sind, 94.
β. für Profit bei manchen Gewerben,
αα. die vielleicht nothwendig sind bei Innungen, 95.
ββ. aber auch grade da durch den Zunftgeist vereitelt werden, das.

ggg. Der Gang der Nationalwirthschaft scheint nur den Betrag, nicht das Verhältniß des Arbeitslohns und Profits zu ändern. 66.

c. Vierte Abtheilung. Von der Bodenrente. 98.

aa. Sektion I. Begriff der Bodenrente. 99.

aaa. Bodenrente
α. besteht überhaupt aus dem, was ein Grundstück an Pacht abwerfen würde; 99.
β. aber reine Bodenrente ist nur, was von dieser Pacht übrig bleibt nach Abzug des Verlagsprofits von den Anstalten, die zu Vermehrung und Erleichterung der Benutzung des Bodens gemacht sind. 100.

bbb. Grundeinkommen
α. besteht überhaupt
αα. zuweilen bloß aus Verlagsprofit allein, 100.
ββ. zuweilen bloß aus reiner Rente allein, 101.
γγ. am öftersten aber aus beiden zugleich; das.
β. und es ist nöthig dieß zu unterscheiden, weil reine Rente nach ganz andern Gesetzen wechselt als Verlagsprofit, 103. denn
αα. die Bodenrente entspringt aus Benutzung des Naturfonds, der Profit aus Benutzung von Verlag; 103.
ββ. daher hat die Bodenrente natürliche Gränzen, der Profit nicht. 106.
γγ. Die reine Rente steigt mit

αα. Zunahme der Bevölkerung, 107.

ββ. Vervollkommnung der Kommunikationen. daſ.

γγ. dieſe Umſtände ſteigern aber den Verlagsprofit nicht, und können ihn ſogar ſenken, während die Rente ſteigt. daſ.

bb. Sektion II. Wodurch beſtimmt ſich die Rente von einem Naturprodukte? 109.

aaa. Rente iſt an ſich ein Monopolpreiß, 109. 110.

α. alſo das Höchſte, was von einem Ertrage nach Abzug des Arbeitslohns und Profits abgegeben werden kann; daſ.

β. daher geben überhaupt Produkte Rente, ſobald ihr Ertrag mehr als das Arbeitslohn und den Profitſatz abwirft. 111.

bbb. Rente wird daher durch den Preiß beſtimmt, ſtatt daß Arbeitslohn und Profit dieſen bis auf den Naturpreiß beſtimmen. Einen ſolchen Preißüberſchuß, der Rente giebt, veranlaſſen

α. die Nachfrage nach dem Produkte, 113.

β. die Ergiebigkeit des Bodens, der es liefert, daſ.

γ. die Lage des Bodens gegen den Markt, 114.

αα. theils, weil von dem Preiße die Fracht abgeht, daſ.

ββ. theils, weil in entlegnen Gegenden der Profitſatz höher ſteht; 115.

γγ. Vortheile der Lage haben nicht nur einzelne Provinzen, ſondern ganze Länder gegen einander; 116.

δδ. und dieſe Vortheile ſind um ſo wichtiger, je weniger transportabel die Erzeugniſſe an ſich ſind. daſ.

cc. Sektion III. Von Produkten, die urſprünglich Rente geben. 117.

aaa. Unter den Erzeugniſſen, die der Menſch nach Willkühr innerhalb gewiſſer Gränzen vermehren kann, wählt der Grundherr vorzüglich die, welche wegen der allgemeinſten Nachfra-

ge die größte Rente verſprechen. Dazu gehört hauptſächlich menſchliche Nahrung. 118.

α. Aber nicht alle Nahrungsmittel geben gleiche Rente. daſ.

αα. Manche wilde Früchte geben gar keine Rente, da ſie kaum die Mühe des Sammelns bezahlen. 119.

ββ. Fiſchereien, Jagd und Viehweide geben dagegen gemeinhin ſchon einige Rente, die ſich von letztrer vermehrt mit der Verbeſſerung des Bodens, daſ.

ααα. theils durch Vermehrung des Produkts, 120.

βββ. theils durch Verminderung der Gewinnungskoſten. daſ.

γγ. Die Erzeugung vegetabiliſcher Nahrung bringt im Anfange der Kultur mehr Vortheil, als die Erzeugung der animaliſchen, 120. denn

ααα. auf der gleichen Bodenfläche können größre Maſſen davon erzeugt werden, daſ.

βββ. wo noch viel wüſtes Weideland iſt, gilt Fleiſch weniger, als die gleiche Quantität Brod. 121.

δδ. Aber mit der zunehmenden Kultur ſteigt der Fleiſchpreiß, 122.

ααα. theils weil die Nachfrage mit der Bevölkerung und Wohlhabenheit wächſt, daſ.

βββ. theils weil der Umfang der wüſten Weideplätze ſich mindert. daſ.

εε. So kommt es endlich dahin, daß Vieh ſoviel gilt, daß Futter auf Kornlande für daſſelbe gezogen werden kann. 122.

ααα. Der hierdurch erhöhte Viehpreiß kommt auch den Beſitzern der noch übrigen Weideländereien zu ſtatten, und es erhöht daher die Kultur auch die Rente von den unkultivirt gebliebnen Grundſtücken. 123.

ββγ. Der Viehpreiß hat sein Maximum erreicht, wenn Land, mit Viehfutter bebaut, eben so viel erträgt, als wenn es mit Korn besät wird. 124.

γγγ. Diese Gleichheit des Ertrages wird aber auch alsdann nur im Allgemeinen statt finden; in einzelnen Lagen kann dagegen Viehzucht wohl mehr eintragen als Getreidebau, z. B. in der Nähe großer Städte, in übervölkerten Ländern, und wo es an umzäunten Viehkoppeln fehlt. 125.

β. In großen Ländern bestimmt die Rente vom Getreidebau die Rente von den übrigen Erzeugnissen des Bodens. 125.

αα. Ausnahmen scheinen statt zu finden,

ααα. wo große Auslagen erfordert werden, um den Boden zur Kultur fähig zu machen, 128.

βββ. wo die Kultur selbst größre Kosten erfordert, daß.

γγγ. wo das Gelingen der Kultur mißlich ist, daß.

δδδ. wo eine besondre durch keine Kunst zu erzeugende Eigenschaft des Bodens zur Hervorbringung eines Produkts erfordert wird. daß.

ββ. Der Vortheil ist aber in den ersten drei Fällen nur scheinbar, und man kann sicher schließen, daß, wo ein Produkt häufiger angebaut werden könnte, und doch nicht wird, kein überwiegender Vortheil bei dessen Anbau sey. daß.

ααα. Anwendung auf Gemüse-, Obst-, Hopfen- und Weinbau. 129.

βββ. Unnützlichkeit der vormaligen Einschränkungen des Weinbaues in Frankreich, um angeblich den Getreidebau zu heben. daß.

γγ. Dagegen ist im vierten Falle der Vortheil reell, und wächst der Grundrente zu. 131.

ααα. So ist es mit besondern Arten von Wein. 132.

βββ. Auch mit den westindischen Produkten, so lange das feste Land von Amerika noch nicht in größerm Maaße zum Anbau derselben gebraucht wird. 133.

bbb. So lange in zwei gleich fruchtbaren Ländern einerlei Gewächs den Hauptnahrungsartikel ausmacht, ist der Ertrag der Bodenrente in beiden von gemeinem Lande derselbe, mag auch das eine noch so kostbare Produkte erzeugen. Hat dagegen ein Land ein Gewächs, das auf dem gemeinsten Boden bei gleicher Kultur mehr Nahrung liefert: so steht in diesem die Landrente nothwendig höher. 136.

α. Der Reisbau kann diese Würkung nicht haben, obwohl Reis viel mehr Nahrung auf der gleichen Fläche trägt, als europäisches Korn; weil Reis eine besondre Beschaffenheit des Bodens erfordert. 137.

β. Aber der Kartoffelbau könnte die Landrente vermehren, wenn Kartoffeln einst die gemeinste Nahrung würden, in so fern auf jedem Boden, wo Getreide wächst, noch Kartoffeln wachsen können, und durch den Kartoffelbau auf gleich großen Flächen mehr Nahrung erzeugt wird, als durch den Getreidebau. 138.

αα. Die Ernährung mit Kartoffeln ist der Ausbildung des menschlichen Körpers gar nicht nachtheilig. 140.

ββ. Der Verderblichkeit und dem schweren Transporte der Kartoffeln könnte durch Dörren und zu Mehl machen abgeholfen werden. daſ.

dd. Sektion IV. Von Produkten, die nur abgeleiteterweise Rente geben. 141.

aaa. Die Materialien zur Wohnung und Kleidung

α. werden nicht um ſo mehr geſucht, je mehr die Volksmenge wächſt, ſondern nur um ſo mehr, je mehr überflüſſige Nahrungsmittel vorhanden ſind; 142.

β. ſie werden daher mehr geſucht bei reichen Völkern, als bei armen, und die Nachfrage kann mit dem Reichthume gränzenlos wachſen, da die Sucht nach Genüſſen überhaupt keine Gränzen hat. 143.

γ. Ob ſolche Materialien Rente geben, hängt von dem Grade der Nachfrage ab. 144.

δ. Rente geben ſie gewiß, wo ſie ausdrücklich gebaut werden, und dann regulirt der Ertrag des Getreidebaues dieſe Rente. 146.

bbb. Produkte, die neben einem zur Nahrung dienenden Beſtandtheile noch ein andres Material liefern, ſind folgenden Beſtimmungen unterworfen:

α. Das erwähnte Material hat bei armen Völkern ſehr wenig Werth; 148.

β. Aber die auswärtige Nachfrage kann dieſen Werth ſo ſteigern, daß er den größten Theil des Werths des ganzen Produkts ausmacht. 149.

γ. Auch in kultivirten Ländern kann zuweilen in dem Werthe eines ſolchen Materials der Grund liegen, warum das Produkt überhaupt Rente giebt. daſ.

ccc. Materialien, die man noch nicht eigends zieht, können den Umſtänden nach bald Rente geben, bald nicht. 150.

α. Holz iſt in manchen Ländern ſo werthlos, daß es gar keine Bodenrente giebt. daſ.

β. Der Holzpreiß ſteigt mit der Kultur. 150.

αα. weil der Verbrauch wächſt, 151.

ββ. weil viel Land gerodet wird, daſ.

γγ. weil durch die Waldweide bei vermehrter Viehzucht der Anwuchs erſchwert wird. daſ.

γ. Der Holzpreiß kann ſo hoch, aber auch nicht höher ſteigen, bis auf gleichem Boden die Holzzucht eben ſo viel Rente giebt, als der Getreidebau. 151.

δ. Zuweilen hindert Zufuhr von außen das Steigen des Holzpreißes bis auf dieß Maximum. 152.

ddd. Ob Materialien, die durch keine Kunſt vermehrbar ſind, Rente geben, hängt nächſt der Nachfrage auch von der Leichtigkeit, womit ſie gewonnen werden können, und von der örtlichen Lage ab. 152.

α. Bei Materialien von geringem Werthe kommt es auf beides an, z. B. bei Steinkohlen. daſ.

αα. Ueberdieß hat der Steinkohlenpreiß ein Maximum an dem Holzpreiße, unter dem er immer bleiben muß. 154.

ββ. In einer Steinkohlengegend regulirt die ergiebigſte Mine den Preiß, und folglich die Rente von allen übrigen. 155.

γγ. Der Ertrag der Steinkohlenminen iſt ſehr veränderlich; überhaupt aber iſt die Rente ein ſehr kleiner Theil des Werths des ganzen gewonnenen Produkts. 156.

β. Bei Metallen, am meiſten bei edlen, kommt es mehr auf Ergiebigkeit als auf örtliche Lage an, weil ſie ſo transportabel ſind, daß auch ſehr entfernte Minen mit einander konkurriren können. 157.

αα. Die ergiebigſte Mine auf dem Erdboden regulirt den Preiß, und folglich die Rente aller übrigen. daſ.

ββ. Dieſe Rente muß daher in den mehreſten Fällen nur ſehr gering ſeyn. 158.

γγ. Die Erfahrung beſtätigt dieß an den Zinnwerken in Cornwallis, noch mehr an den Gold- und Silberminen im ſpaniſchen Amerika. 159.

δδ. Edelſteine geben noch weniger Rente als edle Metalle. 162.

εεε. Bergbau mit Landbau verglichen zeigt überhaupt folgende Unterschiede: 163.

α. Die Einträglichkeit der Minen hängt von ihrer relativen Ergiebigkeit ab; die ergiebigste Mine vermindert die Rente der andern, und der Werth ihres Produkts wächst nicht im Verhältnisse der Quantität desselben. daſ.

β. Die Einträglichkeit der Ländereien wird dagegen durch benachbarte fruchtbarere Ländereien nicht vermindert, sondern vielmehr erhöht, indem sie die Volksmenge vergrößern, und den Markt erweitern. 165.

γ. Der Sachwerth der Lebensmittel steht in direktem Verhältnisse mit der Quantität derselben, und der Ueberfluß daran setzt alles übrige zunächst in Werth. daſ.

εε. Sektion V. Was für Veränderungen in den Proportionen zwischen den gegenseitigen Sachwerthen der verschiednen Produkte gehn bei zunehmender Bodenkultur vor? 167.

ααα. Bei rohen Produkten. daſ.

α. Eßwaaren streben mit der Bodenkultur im Preise zu sinken, daſ.

αα. weil die Fruchtbarkeit des Bodens zunimmt; daſ.

ββ. weil man mehrere Eßwaaren wohlfeiler anziehen lernt, daſ.

γγ. weil auch wohl Produkte, die mehr nähren, eingeführt werden. daſ.

β. Alle andre Produkte steigen mit zunehmender Bodenkultur, weil die Nachfrage mit der Fülle der Nahrung wächst. 168. Besonders aber wird das Steigen derselben modifizirt durch ihre Vermehrbarkeit. Denn es sind

αα. manche an sich fast gar nicht vermehrbar, 171.

ααα. und können daher bei fortschreitendem Ueberflusse gränzenlos steigen, daſ.

ααα. dieß iſt insbeſondre in den Zeiten der größten Herrlichkeit Roms würklich geſchehen. 172.

ββ. Mancher Vermehrung iſt dagegen nur beſchränkt durch die Konkurrenz mit dem Anbaue von Nahrungsmitteln. 172.

αα. Dieſe können nicht höher ſteigen, als bis Land, mit ihnen beſetzt, ſo viel Rente giebt, als Land mit Getreide bebaut. daſ.

βββ. Insbeſondre iſt das Steigen des Viehpreißes bis zu dieſem Punkte eine unerläßliche Bedingung der höchſten Bodenkultur, weil nur alsdann die Düngung ſo weit getrieben werden kann, als jeder ökonomiſche Zweck es erfordert. 174.

γγγ. Rindvieh erreicht dieß Maximum zuerſt, Wild zuletzt; zwiſchen beiden erreichen es viele andre Produkte, als Federvieh, Schweine, Milch. 180.

δδδ. Die Bodenkultur iſt nur vollendet, wenn alle Produkte ſo weit im Preiße geſtiegen ſind, daß ſie eine dem Korn gleiche Bodenrente abwerfen. Daher iſt das Steigen des Preißes ſolcher Erzeugniſſe eine nothwendige Bedingung der höchſten Kultur. 185.

γγ. Andrer Vermehrung iſt durch beſondre Umſtände beſchränkt. 186.

αα. Indem ſie nur als Zubehör andrer Produkte hervorgebracht werden, wie beſonders Wolle und Häute, daſ.

a) Solcher Erzeugniſſe Preiß bekommt ein andres Verhältniß zu den Getreidepreißen, als der Fleiſchpreiß, weil ihr Markt von weiterm Umfange iſt, als der Markt des Fleiſches. 187.

b) Häute und Wolle ſind daher

aa) in unkultivirten Ländern nicht leicht ſo werthlos als Fleiſch, 188.

bb) und ihr Preiß steigt dagegen in unkultivirten Ländern nicht so schnell als der Fleischpreiß, daſ.

c) Ausfuhrverbote ändern dieſes natürliche Verhalten der Preiße. 190.

d) Was den Preiß der Häute und Wolle herabſetzt, erhöht in kultivirten Ländern den Fleiſchpreiß, und erniedrigt in unkultivirten den Viehpreiß. 189.

βββ. Indem ihre Vermehrung eine beſondre Lokalität erfordert. Dann findet überhaupt kein feſtes Verhältniß gegen die Getreidepreiße ſtatt, wie z. B. bei Fiſchen. 192.

bb. Noch andrer Vermehrung iſt zunächſt vom Zufalle abhängig. Dahin gehören alle Produkte des Mineralreichs, inſonderheit auch die edlen Metalle. daſ.

αα. Die Menge derſelben in jedem Lande hängt ab

a) von dem Vermögen deſſelben, edle Metalle zu kaufen, 193.

b) von der Ergiebigkeit der Bergwerke. 194.

ββ. Von dieſen beiden Urſachen iſt

a) nur die erſtre abhängig von den Fortſchritten der Kultur, daſ.

b) aber nicht die letztre, weil das Entdekken ergiebiger Minen rein zufällig iſt. 195.

γγγ. Zwiſchen dem Nationalvermögen und dem Vorrathe der Nation von edlen Metallen findet daher auch kein feſtes Verhältniß ſtatt. 196.

ddd. Bloß das Verhältniß des Vorraths von käuflichen Dingen zu dem Vorrathe von edlen Metallen beſtimmt den Sachpreiß der letztern. 197.

a) Die neueſten Veränderungen des Sachpreiſſes des Silbers ſind insbeſondre folgende:

aa) Im 14ten Jahrhunderte war der Sachwerth des Silbers doppelt ſo hoch, als bald nach der zweiten Hälfte des 15ten, 200. weil

aaa) theils die alten ausgebauten Minen immer unergiebigr wurden, daß

bbb) theils die ſteigende Kultur die Nachfrage nach Silber vermehrt hatte. 201.

bb) Im 16ten Jahrhunderte fiel der Sachwerth des Silbers bis auf das Drei- und Vierfache, weil die große Ergiebigkeit der amerikaniſchen Bergwerke den Anwuchs der Nachfrage, der ſteigenden Kultur ohngeachtet, weit überwog. 203.

cc) Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts ſcheint der Sachwerth des Silbers ſeinen tiefſten Stand erreicht zu haben, und in den erſten zwei Drittheilen des 18ten Jahrhunderts wieder etwas geſtiegen zu ſeyn. 203. Denn

aaa) Europa wurde wohlhabender, daher ſtieg die Nachfrage nach Silber und der Verbrauch deſſelben; 208.

bbb) Der Anbau von Amerika eröffnete dort ſelbſt einen neuen Markt für Silber. 209.

ccc) Nach Oſtindien ging immer mehr Silber bis zur Zeit der Herrſchaft der Britten am Ganges. 210.

ddd) Für dieſen ſtarken Verbrauch ſcheinen die amerikaniſchen Minen nicht mehr Silber genug haben liefern zu können. 212.

eee) Ueberhaupt war es natürlich, daß das Sinken des Silberwerths endlich eine Gränze fand, da

aaaa) die Wohlfeilheit den Verbrauch vermehrt, 218.

bbbb) und dagegen mit dem Profite vom Bergbaue den Reiz zum Betriebe deſſelben vermindert. 220.

dd. Bald nach der Mitte des 18ten Jahrhunderts iſt der Sachwerth des Silbers wieder geſunken, wovon den Grund anzugeben noch zu früh ſeyn dürfte. 223.

ee. Schriftſteller, die ein fortdauerndes Sinken des Silberwerths annehmen, ſcheinen ſich zu täuſchen, indem ſie

aaa. theils unrichtige Getreidepreiße aus ältern Zeiten zum Grunde legen, 224.

bbb. theils aus neuern Preißen von Sachen ſchließen, die nicht füglich zum Maaßſtabe des Silberwerths dienen können. 227.

5. Auch wenn in einem gewiſſen Zeitraume die Ergiebigkeit der Minen dieſelbe bleibt, muß doch in einem Lande, deſſen Wohlſtand wächſt, der Silberwerth ſteigen, weil die Nachfrage ſteigt. 232.

aa. Wenn demohngeachtet die reichſten Länder nicht immer die wohlfeilſten ſind: ſo kommt dieß daher,

aaa. weil die Frachtkoſten die Preiße erhöhen, da große Städte und ſehr bevölkerte Länder Zufuhre aus der Ferne bedürfen. 233.

bbb. weil in armen Ländern der Mangel an Abſatz und die Nothwendigkeit, nach den reichen auszuführen, die Preiße niederhält. 236.

ccc. weil Polizeieinrichtungen manche Artikel in höhere Preiße ſetzen. 237.

aaaa. Würkung der Abgabe auf die Ausfuhr von Gold und Silber in Spanien und Portugal. 238.

bbbb. Würkung des brittischen Kornausfuhrgesetzes. daſ.

bb. Man kann daher wohl annehmen, daß die Kultur von Europa in den letzten fünfhundert Jahren fortdauernd gestiegen sey, ohne deßhalb ein fortdauerndes Sinken des Silberpreißes annehmen zu müssen. 239.

c. Die Ergiebigkeit der Minen ist kein Beförderungsmittel, die Unergiebigkeit derselben kein Hinderniß der Kultur. 241.

aa. Das Sinken des Silberwerths kann dem Landmanne wohl zufällig Vortheil schaffen, 243.

aaa. in so fern er alte Darlehne oder fixirte Geldzinsen zu beziehen hat, 244.

bbb. oder wenn nicht alle Bedürfnisse gleich schnell mit dem Getraide steigen, daſ.

bb. aber was er gewinnt, verliert der Empfänger, und der Staat im Ganzen wird also dadurch nicht reicher. daſ.

aaa. Theurungen, die von dem Sinken des Metallwerths herrühren, sind universell, und erstrecken sich über alle Gegenstände gleichmäßig. 246.

a. Aus solchen Theurungen ist daher auch kein Schluß auf den Kulturzustand zu machen, wozu dagegen partielle Theurungen Anlaß geben können. daſ.

b. Universelle Vertheurungen erfordern unbedingt eine Erhöhung der stehenden Gehalte, aber nicht partielle. 247.

bbb. Bei Fabrikaten.

a. Im Allgemeinen

aa. erniedrigt die zunehmende Kultur den Sachpreiß der Fabrikate, indem sie mehr Vortheile bei der Bearbeitung veranlaßt, besonders

ααα. Arbeitstheilung, 249.
βββ. Gebrauch von Maschinen. das.
ββ. dagegen erhöht sie den Sachpreiß der Fabrikate durch Vertheurung der Materialien. 250.
β. Insbesondre.
αα. steigert sie die Preiße der rohen Fabrikate, bei welchen der Werth der Materialien den größten Theil des Preißes ausmacht; z. B. Holzwaaren. 250.
ββ. Dagegen senkt sie die Preiße der feinen Fabrikate, bei welchen der Werth der Arbeit den größten Theil des Preißes ausmacht. 251.
ααα. Am mehrsten sind daher die Preiße der kleinen Metallwaaren gesunken. das.
βββ. Die Preiße des groben Tuches sind wenig, die des feinen mehr gefallen. 252.
γγγ. Seidenwaaren sind wohlfeiler geworden. das.
δδδ. Noch viel wohlfeiler aber die Baumwollenwaaren, vermöge der vorzüglichen Anwendung der Spinnmaschinen auf sie. 253.
ff. Sektion VI. Wie würkt der verschiedne Gang der Nationalwirthschaft auf die Bodenrente? 253.
aaa. Ihr Gedeihen vergrößert dieselbe
α. direkt,
αα. indem der größre Ertrag der Grundstücke überhaupt die Bodenrente mehrt. 253.
ββ. auch viele Produkte erst bei dem Fortschritte der Kultur Rente tragen. das.
γγ. und der steigende Werth der Produkte erst beßre Benutzungsarten des Bodens möglich macht. 254.
δδ. Daher steigt die Rente nicht bloß verhältnißmäßig mit dem Ertrage der Grundstücke, sondern sie wird auch ein

immer größrer Theil des Ertrages. 255.

β. Indirekt,

αα. in ſo fern die mehrſten Fabrikate im Preiße fallen, und daher für dieſelbe Rente mehr Genuß erkauft werden kann; 255.

ββ. auch weil beim Landbaue leicht mehr Verlag zugeht, wenn überhaupt mehr Verlag geſammelt wird. 256.

bbb. Dagegen vermindert der Verfall der Nationalwirthſchaft die Bodenrente auf gleiche Weiſe direkt und indirekt. 256.

Fünfte Abtheilung. In welchem Verhältniſſe ſteht das Intereſſe einer jeden der drei Menſchenklaſſen, die von Lohn, von Profit, und von Bodenrente leben, zu dem allgemeinen Intereſſe der ganzen Staatswirthſchaft? 257.

1. Das Intereſſe der Grundeigner iſt mit dem Staatsintereſſe innigſt verbunden, weil die Bodenrente mit dem Gedeihen der Nationalwirthſchaft wächſt. Die Grundeigner werden daher wegen ihres eignen Intereſſe nicht zum Nachtheile des Staats rathen, falls ſie ihr Intereſſe kennen, und ſich nicht durch Nebenabſichten leiten laſſen. daſ.

aaa. Aber es fehlt an Antrieb dieſe Kenntniß zu erwerben, da Rang und Reichthum zur Indolenz führen; 258.

bbb. und ſehr oft verblenden ſie Rückſichten auf erbliche Vorzüge, gegen ihr eignes Intereſſe zu kämpfen. 259.

bb. Das Intereſſe der Arbeiter iſt noch näher an das Staatsintereſſe geknüpft, da ſie nur bei ſtetem Fortſchritte des Nationalreichthums ein erträgliches Schickſal zu erwarten haben. 260.

aaa. Aber der Mangel an Bildung hindert ſie über dieſes Intereſſe richtig zu urtheilen. 261.

bbb. Sie haben daher nie eine berathſchlagende Stimme, und ſuchen nur zuweilen durch Aufruhr ſich Gehör zu ſchaffen, der ihnen aber immer verderblich wird. daſ.

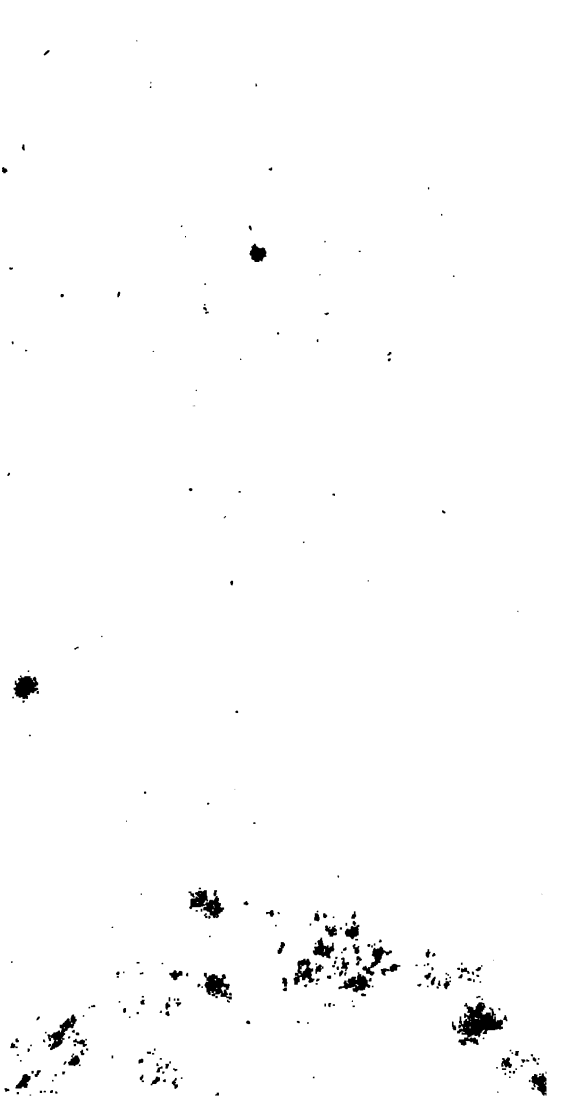
cc. Das Intereſſe der Verlaginhaber iſt dagegen nicht nothwendig mit dem Staatsintereſſe verbunden, da ſogar der Profitſatz ſteigt, wenn der Staat ſich dem Verfalle naht. daſ.

aaa. Dieſe Menſchenklaſſe iſt über ihr Intereſſe gemeinhin ſehr wohl unterrichtet, und hat Gewandheit genug, es überall durchzuſetzen. 262.

bbb. Ihr Intereſſe aber iſt, den Markt zu erweitern, und die Konkurrenz zu vermindern: das erſtre iſt dem Staate vortheilhaft, aber das letztre nachtheilig. 263.

Staatswirthschaft.

Zweiter Theil.



Dritte Abtheilung.

Vom Verhältnisse des Lohns und Profits bei den verschiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen.

Alle die verschiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen, welche in einer und derselben Gegend im Gange sind, müssen, was das Ganze der Vortheile sowohl als Nachtheile betrift, das einer jeden von ihnen eigen ist, entweder vollkommen einander gleich seyn, oder unaufhörlich zur Gleichheit hinstreben. Denn, wenn in derselben Gegend irgend eine dieser Anwendungen augenscheinlich mehr oder minder vortheilhaft als die übrigen wäre; so würden so viele Leute sich in dem einen Fall nach ihr drängen, und in dem andern von ihr wegwenden, daß ihre Vortheilhaftigkeit bald wieder

auf den Richtstand mit den übrigen Anwendungen zurück kommen müßte. Wenigstens würde dieß unfehlbar der Fall in einer bürgerlichen Gesellschaft seyn, wo die Betriebsamkeit ihrem natürlichen Laufe überlassen wäre, und jedermann vollkommene Freiheit hätte zu wählen, welche Benutzung seiner Kraft und seines Verlages ihm gefiele, und damit zu wechseln, so oft er es für gut fände. Indem dann ein jeder, durch sein Interesse getrieben, die nachtheiligen Beschäftigungen miede, und die vortheilhaften ergriffe, würden die verschiednen Anwendungen von Arbeit und von Verlag in ein solches Gleichgewicht zu stehen kommen, daß keine derselben, im Ganzen ihrer Vortheile oder Nachtheile, irgend einer andern auf die Dauer überlegen oder nachstehend seyn könnte: abgerechnet bloß die Fälle, wo das Zuströhmen, oder Abfließen der Konkurrenz bis zu dem Punkt, bei welchem der Richtstand eintritt, entweder aus Mangel an der dazu erforderlichen Zeit, oder aus Mangel an Kenntniß dessen, was jedesmal das Vortheilhaftere wäre, oder anderer besonderer Hindernisse wegen, nicht sogleich erfolgen könnte.

Der baare Geldlohn und Geldprofit, der den Arbeitern und Verlegern zu Theil wird,

ist zwar, nach Maaßgabe der verschiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen, überall äußerst verschieden. Aber diese Verschiedenheit ist eine Folge von jenem Streben zum Gleichgewicht. Sie rührt her, theils von gewissen natürlichen Umständen, die einen Anwendungen eigen sind, und die, sey es wirklich, oder sey es wenigstens nach der menschlichen Phantasie, einen geringen Geldverdienst bei einigen derselben vergüten, und einem großen bei andern einen Theil seines Werths entziehen; theils von positiven Einrichtungen, die in den verschiednen Ländern Europens auf mancherlei Weise den freien Gang der Gewerbsamkeit, und eben dadurch auch den Lohn und Profit verändern.

Jene natürlichen Umstände und diese positiven Einrichtungen sind es, die nun untersucht werden sollen; und sonach zerfällt diese Abtheilung wieder in zwei Sektionen.

Erſte Sektion.

Von den aus der Natur der verſchiednen Art und Verlagsanwendungen ſelbſt entſpringenden gleichheiten des Geldlohns und Geldprofits

Wir betrachten hier: z
die Ungleichheiten am Lohn, dann
die am Profit, und endlich
die Erforderniſſe, ohne welche, ſelbſt der vollkommenſten Gewerbsfreiheit Gleichgewicht zwiſchen den verſchie Arbeits- und Verlagsanwendungen Hinſicht auf das Ganze ihrer Vort und Nachtheile nicht Statt fi kann.

Bei allen Vergleichungen der Geldl wird vorausgeſetzt, nicht nur, daß die beiten der Dauer nach gleich ſind, ſon auch, daß denen, die ſie leiſten, w nichts als Geld gegeben werde, oder, ſie noch andere Dinge bekommen, (wie z die Zimmergeſellen gewiſſe Holzabgän daß man dieſe mit zu Geld anſchlage: Vorerinnerung, die bei dem Vergleichen Geldprofite nicht weniger beachtet we muß.

Arbeit, alles andere gleich geſetzt, wird eſto höher bezahlt, je mehr ſie, erſtens angenehm, zweitens unbeſtändig, drittens mit beſonderem Zutrauen zu dem, der e leiſtet, verbunden, viertens ihrer Erlrung nach ſchwierig und koſtbar, fünftens in Abſicht ihres Wohlgelingens mißch oder von beſondern Naturgaben und Glücksfällen abhängig iſt.

So wie es vornehmlich dieſe fünf Umſtände ſind, wodurch ein größerer Geldlohn bei manchen Beſchäftigungen als Erſatz von Nachtheilen, die mit der Beſchäftigung verunden ſind, veranlaßt wird; ſo ſind es die ünf ihnen entgegengeſetzten Umſtände vorehmlich, wodurch ein kleinerer Geldlohn bei ndern Beſchäftigungen vergütet wird.

Es können bei mancher Arbeit mehrere on dieſen beiderlei Umſtänden zuſammentreffen: dann werden ſie, je nachdem ſie von bereinſtimmender oder von widerwärtiger rt ſind, im erſten Fall ihren Effekt auf rhöhung oder Erniedrigung des Lohnes verärken, im andern Fall zum Theil oder ganz ufheben.

Arbeit wird höher bezahlt, je mehr ſie nangenehm, d. h. angreifend, unreinich, ungeſund, mißgeachtet iſt. So ver-

dient ein Schmiedegeſell mit ſeiner angreifenden Arbeit mehr als ein Bäckergeſell. Die ſchmutzige Arbeit des Schornſteinfegers und die widerliche, wohl auch ungeſunde, des Gerbers ſind lohnender, als die Seiler- oder Weberarbeit. Das mißgeachtete Fleiſchergewerbe iſt an den meiſten Orten ſo einträglich, wie nicht leicht irgend ein anderes gemeines Handwerk; und das entſetzlichſte aller Geſchäfte, das eines Scharfrichters, wird beſſer bezahlt, als jede gleich große Bemühung irgend eines andern Gewerbsmanns. Dagegen findet die leichte, reinliche, bequeme Schneiderarbeit überall geringen Lohn. Solche Beſchäftigungen, womit viele Perſonen zum Vergnügen und Zeitvertreib ſich abgeben, wie z. B. Muſik, Jagd, Gärtnerey, bringen denen, die davon als ihrem eigentlichen Gewerbe leben, wenig ein. Achtung aber und Ehre machen bei den Berufsarten, mit welchen ſie verknüpft ſind, einen großen Theil der Vergeltung aus, und es wird ſich weiter unten zeigen, daß, in Hinſicht auf Geldverdienſt, alles wohl erwogen, die ehrenvollen Beſchäftigungen gemeiniglich unter ihrem Werth gelohnt werden.

Arbeit wird höher bezahlt nach Maaßgabe, wie ſie minder beſtändig iſt. Es

giebt Arbeiten, die theils von der Jahreszeit und Witterung, theils von der gelegentlichen Aufforderung der Kunden abhängen, wie z. B. erſteres der Fall mit den Gärtnern, letzteres mit den Glaſern, beides mit den Maurern iſt. Alles übrige gleich geſetzt, muß ein ſolcher Nachtheil durch einen höheren Lohn vergütet werden. Ein Maurer z. B. weil er weder bei langem Regen, noch bei hartem Froſt arbeiten kann, und zu jeder andern Zeit ſeine Beſchäftigung von dem gelegentlichen Rufe ſeiner Kunden erwartet, muß in ſeinen Arbeitstagen ſo viel verdienen, daß er nicht nur während der Zeit, wenn er nichts zu thun hat, leben könne, ſondern auch noch einigen Erſatz für die Sorgen habe, die ſein unzuverläßiger Beruf ihm manchmal verurſachen muß. Auch pflegt würklich an den Orten, wo der Verdienſt der meiſten Manufakturarbeiter, die unter Obdach Waaren auf Vorrath verfertigen, und ziemlich gewiß ſeyn können, einen Tag wie den andern Beſchäftigung zu finden, dem Taglohn gemeiner Arbeit ziemlich nahe kommt, der Maurerlohn um die Hälfte, auch wohl um das Doppelte höher zu ſtehen. Und wo er nicht ganz ſo hoch iſt, da wird man finden, daß der Maurergeſell, zumal der heg

weibte, ſich noch mit irgend einer andern oft eigens erlernten Arbeit im Winter einen Theil ſeines Unterhalts zu erwerben weiß. Aus gleichem Grunde muß der Taglohn ſolcher Arbeit, welche durch die Schiffahrt in den nordiſchen Seehandelsplätzen veranlaßt wird, ſofern ſie des Winters ruhet, beträchtlich höher, als der Lohn andrer den Winter hindurch fortgehender Arbeit ſeyn. Auch iſt er es, obzwar ſelten ſo viel höher, daß nicht dieſe Klaſſe von Arbeitern, wie ſorgfältig ſie auch des Winters jede Gelegenheit zu andrer Beſchäftigung aufſucht, einem großen Theile nach in Schulden und Noth gerieth.

Wenn eine Arbeit, nach dem Willen des Beſchäftigers bisweilen unbeſtändiger wird, als ſie es ſonſt zu ſeyn braucht; ſo ſteigt dann auch allemal ihr Lohn über das Verhältniß, das er ſonſt zum gemeinen Taglohn haben würde. Ein Schneidergeſell, tagweiſe gedungen, ſo daß er jeden Abend entlaſſen werden kann, bekommt höhern Lohn, als wenn er ſeiner Beſchäftigung auf einen Monat, oder auch nur auf eine Woche ſicher iſt. Eben ſo bekommt ein täglich gemiethe-ter Lohnlakey mehr, als ein monatweiſe gedungner Bedienter, und dieſer gemeiniglich

mehr, als einer, der auf ein halbes Jahr gemiethet wird.

Wenn dagegen dem, der eine Arbeit leiſten ſoll, die ihrer Natur nach unbeſtändig iſt, eine mehr oder weniger beſtändige Beſchäftigung zugeſagt wird; ſo läßt er ſich insgemein einen geringeren Lohn gefallen. Der Miethkutſcher in einer groſſen Stadt, der von einer Familie zur ſonntäglichen Kirchenfahrt, oder von einem Arzte zum täglichen Beſuche ſeiner Patienten, jahrweiſe gedungen wird, nimmt mit einer viel kleinern Summe vorlieb, als er ſich ſonſt nach Verhältniß der einzelnen Fahrten berechnen könnte. Die Muſik in Kirchen, von ordentlich dazu angeſtellten Perſonen geleiſtet, iſt wohlfeiler, als ſie nach Verhältniß der einzelnen Bemühungen ſonſt ſeyn würde. Und der Unterricht in ſchönen Künſten, neuern Sprachen und andern Wiſſenſchaften, welcher, von unangeſtellten Lehrern ſtundenweiſe ertheilt, eben dieſer Unbeſtändigkeit wegen theuer iſt, koſtet weniger, wenn ihn Lehrer geben, denen eine mehr oder minder lange Fortdauer ihrer Beſchäftigung, ſey es von Privatperſonen, ſey es vom Publikum, zugeſichert wird.

Arbeit wird höher bezahlt, je gröſſer

das Zutrauen ist, das auf den, der sie leistet, gesetzt werden muß. Ein Buchhalter pflegt unter allen Comtoirbedienten am meisten Gehalt zu bekommen: wohl nicht bloß darum, weil seine Arbeit mühsamer und künstlicher ist; sondern weil man sich auf seine Pünktlichkeit mehr, als auf die Treue der andern, verlassen muß, indem jene sich nicht so leicht wie diese bewachen läßt. Noch mehr als ein Buchhalter bekommt ein Disponent, dem die Leitung des Geschäfte eines Handlungshauses übergeben ist; so fern es dabei nicht bloß auf den gewöhnlichen Grad von Diensttreue, sondern auf eigene Geistesthätigkeit in Aussinnung von Planen, Benutzung von Konjunkturen und Erwählung der zu den wohlüberdachten Zwecken angemessensten Mittel, kurz darauf ankommt, daß der Mann seinen Auftrag zu Herzen nehme, und mit Liebe (con amore) besorge.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem Arzt, dem wir unsere Gesundheit, und mit dem Sachwalter, dem wir unser Vermögen, ja manchmal Leben und Ehre, anvertrauen. In so fern der Erfolg ihrer Bemühungen, die erforderliche Geschicklichkeit vorausgesetzt, besonders davon abhängt, daß

ſie unſre Angelegenheit gleichſam zu der ihrigen machen, und dieß in ihrem Willen ſteht, ohne daß, wenn es unterbleibt, allemal eine Rüge möglich wäre, wird ſelbſt der hohe Lohn, den man ihnen giebt, nicht ſowohl für eine Vergeltung, als für eine Erkenntlichkeit gehalten: eine Anſicht, die nur bei ſolchen auf freier Geiſtesthätigkeit beruhenden Arbeiten Statt findet. Allerdings macht der Umſtand, daß man denen, die dergleichen Arbeiten für uns unternehmen, ſich gleichſam hingeben muß, eine höhere Belohnung auch ſchon darum nöthig, damit ſolchen Perſonen die Behauptung eines Ranges in der Geſellſchaft möglich werde, welcher uns wegen des Zutrauens, das wir ihnen widmen müſſen, Sicherheit gewähre.

Arbeit wird höher belohnt, je mehr ihre Erlernung ſchwierig und koſtbar iſt. So wie eine theure Maſchine durch ihren Dienſt das in ihr angelegte Kapital mit wenigſtens dem üblichen Profit davon erſtatten muß, bevor ſie ausgedient hat; ſo muß die mühſam und koſtbar erlernte Arbeit dem, der ſie treibt, über dem gemeinen Lohn noch den ganzen Aufwand an Mühe und Koſten ihrer Erlernung mit wenigſtens dem üblichen Profit von dem dieſem Aufwande gleichen Kapi-

tal hinnen einer, in Betracht der ungewiſſen Dauer des menſchlichen Lebens, billigen Zeit, eben ſo wieder erſtatten, als es in Betracht der gewiſſen Dauer der Maſchine geſchieht.

Sofern daher die Erziehung zu den ſchönen Künſten und wiſſenſchaftlichen Berufsarten koſtbarer und langwieriger iſt, als die Erlernung der mechaniſchen und gemeinen Gewerbe, ſollte die Vergeltung der Arbeit in jenen reichlicher als in dieſen ſeyn. Und ſie iſt es auch. Ein Bildhauer verdient mit ſeiner Arbeit mehr, als ein Steinmetzer; ein Architekt mehr als ein Bauhandwerker; ein Komponiſt mehr als ein Muſikant; und ein Verfaſſer mehr als ein Abſchreiber.

So fern die Erlernung zünftiger Arbeiten langwieriger und koſtbarer iſt, als ſie ohne den Zunftzwang ſeyn würde, muß natürlich auch der Lohn ſolcher Arbeiten höher ſeyn, als er ſonſt wohl wäre, oder als würklich der Lohn in manchen Gewerben iſt, zu denen zwar nicht weniger Kenntniß und Geſchicklichkeit, als zu jenen gehört, bei denen aber kein Zunftzwang Statt findet; wie z. B. bei dem Bergbau, bei der Schiffahrt, und bei den verſchiednen Zweigen der Landwirthſchaft. In zünftigen Gewerben muß der Lehrling eine gewiſſe meiſt ungebührlich

lange Lehrzeit aushalten, während welcher alle ſeine Arbeit dem Lehrherrn gehört, und er von den Seinigen in manchem Fall beköſtigt, und in jedem Fall bekleidet werden, oder durch längere Lehrzeit die Kleider, die er vom Lehrherrn bekommt, abverdienen muß. In unzünftigen Gewerben, wie z. B. der Schiffahrt und Landwirthſchaft, lernt der junge Menſch die ſchwierigern Stücke ſeines Berufs, während er zu den leichtern gebraucht wird, und verdient mit ſeiner Arbeit auf jeder von allen den Stufen, die er durchgeht, ſeinen Unterhalt. Aus dieſem Grunde iſt es billig, daß der Lohn zünftiger Arbeit den Lohn gemeiner Arbeit etwas übertreffe. Auch übertrift er ihn; und eben dieſes höheren Lohnes wegen, werden die, welchen er zu Theil wird, als eine vornehmere Klaſſe von Leuten angeſehen. Indeſſen beträgt in den gemeinern Manufakturen, z. B. von Leinen- und Wollenwaaren, der Lohn der Geſellen ſehr wenig mehr, als der Taglohn gemeiner Arbeit. Und wenn in Betracht des Umſtandes, daß ihre Beſchäftigung beſtändiger und einförmiger iſt, ihr Verdienſt im Ganzen doch etwas mehr ausmacht, ſo ſcheint dieſer Ueberſchuß doch nur gerade zum

Erſatz der gröſſeren Koſten ihres Auslernens hinzureichen.

Die Arbeit in verſchiednen Gewerben wird höher gelohnt, je mißlicher oder je mehr von Glücksfällen und Geiſtesgaben abhängig in ihnen das weitere Fortkommen des Arbeiters iſt.

Die Wahrſcheinlichkeit, ob es einem jungen Menſchen gelingen werde, das Gewerbe, dem er ſich widmet, dereinſt als ſelbſtſtändiger Mann, nehmlich als Meiſter oder Lehrherr, für eigene Rechnung zu treiben, iſt keinesweges bei allen Gewerben gleich groß. Ein Schneidergeſell kann ſich dieß bei dem geringen Verlage, den er dazu nöthig hat, faſt allemal ſicher verſprechen. Schon unſicherer iſt die Ausſicht dazu für den unbemittelten jungen Menſchen, wenn er ſich dem Hutmacher- oder Kupferſchmidtsgewerbe; noch ungewiſſer, wenn er ſich der Schönfärber- oder Buchdrucker- oder Medicinapothekerkunſt, kurz wenn er ſich einem Gewerbe widmet, das zum Selbſtbetriebe großen Verlag, ſeiner Natur oder beſtehenden Zunftgeſetzen nach, erfordert, oder das wohl gar beſſerer Polizeiaufſicht wegen oder kraft alten Herkommens geſchloſſen, nehmlich auf eine

beſtimmte

bestimmte Zahl von Meistern oder Herren beschränkt ist. So fern nun in manchen Gewerben solcher Art die Gesellen beständig überaus viel zahlreicher seyn müssen, als die Meister oder Lohnherren, und in eben dem Verhältniß, wie jene gegen diese zahlreicher sind, die Unwahrscheinlichkeit, daß es ihnen gelingen werde, dereinst ihr erlerntes Gewerbe für eigene Rechnung treiben zu können, größer ist; so sollte ihr Lohn nach Verhältniß dieser Unwahrscheinlichkeit höher seyn. Auch ist er es wohl in der That; nach dem Umstande zu schließen, daß weit mehrere Gesellen in Gewerben solcher Art beweibt gefunden werden: indem dieß doch beweiset, daß ihr Verdienst hinreicht, einen eignen Heerd zu haben, und eine Familie zu unterhalten.

Wie ungewiß es indessen auch seyn mag, ob ein junger Mensch das Gewerbe, dem er sich widmet, dereinst auf eigne Hand werde treiben können; so ist es doch fast niemals ungewiß, daß er nach ausgehaltener Lehrzeit im Stande seyn werde, seine Berufsarbeit gehörig zu leisten; vorausgesetzt, daß von Gewerben die Rede ist, wo alles auf Handgeschicklichkeit, geübten Sinnengebrauch und bestimmte Regeln ankommt. Dagegen

iſt eben dieß ſehr ungewiß bei den ſogenannten liberalen Profeſſionen, wo es Arbeiten giebt, die von freier Geiſtesthätigkeit abhängen, und deren Wohlgelingen beſondre Talente erfordert.

Ob ein junger Menſch, der einen ſolchen Beruf erwählt, die dazu erforderlichen Fähigkeiten habe, oder jemals in den Schwung kommen werde, der vielleicht dieſe Fähigkeit giebt, iſt weder ihm ſelbſt noch irgend einem ſeiner Bekannten gewiß; nur die würkliche Probe kann darüber entſcheiden. Geſetzt nun, die Erfahrung bewieſe, daß von der ganzen Anzahl derer, die einen Beruf ſolcher Art erwählen, in der Regel nur auf drei Viertheile zu rechnen wäre, welche die Probe vollkommen beſtänden, und daß alſo, bei der Ungewißheit, wer unter vieren die drei Glücklichen ſeyn werden, immer vier ihr Heil verſuchen müßten, damit die drei brauchbaren, deren das Publikum bedarf, ausgefunden werden: ſo ſollten dieſe drei für ihre Arbeit eine Vergeltung bekommen, welche den Aufwand nicht nur ihrer eigenen Erziehung, ſondern auch der Erziehung des verunglückenden vierten erſetzte; damit nehmlich immer ein ſolcher vierter angelockt werde, ſein Heil zu verſuchen: etwa wie in einer

vollkommen richtigen Lotterie denen, welche die Treffer ziehen, alles das zufallen ſollte, was denen entgeht, welche die Nieten ziehen.

Aber ſo iſt es nicht. Von der großen Menge junger Leute, die z. B. in unſerem Staat ſich dem wiſſenſchaftlichen Baufache widmen, bringen manche es nicht einmal ſo weit, die erſte Prüfung zu beſtehen, um Kondukteure zu werden, und von dieſen fällt noch ein viel größerer Theil aus, der ſich zur zweiten Prüfung, wovon ihre Anſtellbarkeit in den höheren Bauposten abhängt, nicht ſtark genug findet. Schwerlich beträgt alles das, was von dem geſammten Bauperſonale jährlich verdient wird, ſo viel, daß es über den eigentlichen Werth ihrer Arbeit noch den Aufwand der Erziehung aller derer, welchen ihr Verſuch mißlingt, völlig deckt.

Nicht beſſer ſcheint es mit den ſtudirten Aerzten bewandt zu ſeyn.

Noch auffallender aber iſt es, nach Adam Smiths Verſicherung, der Fall mit den engliſchen Juriſten. Bei der verhältnißmäßig ſehr kleinen Anzahl ſalarirter Juſtizſtellen in England, bei dem erſtaunlich ſchwierigen Studium des engliſchen Rechts, und bei dem Erforderniß von Rednertalenten für den, der

als Sachwalter glänzen will, gelingt es ter den jungen Leuten, welche dieß E dium-erwählen, kaum einem gegen zwan dereinst von seinem Beruf leben zu könn Bei diesem Beruf also gebührte dem ei dem sein Plan gelingt, aller der Verdie der den zwanzig Verunglückten hätte zu T werden sollen. Aber so hoch steigt die A geltung der englischen Juristen nicht, übertrieben uns auch ihre Gebühren ma mal vorkommen mögen. Die Lotterie il Berufs ist bei weitem keine vollkommen t tige Lotterie; und gleich vielen andern l kalen und ehrenvollen Professionen wird a die ihrige dem baaren Geldverdienste nach schlecht belohnt.

Dennoch halten diese Professionen allen übrigen ihren Nichtstand, und erm geln des dazu erforderlichen Zuflusses Menschen nicht, unter denen vielmehr geistreichsten und edelmüthigsten sich nach nen begierig drängen. Drei verschiedne sachen tragen dazu bei: Erstlich das A langen nach Ruhm; zweitens der D kel, den jedermann mehr oder weniger seinen Fähigkeiten hegt; und drittens Wahnglaube der Menschen an ihr eignes tes Glück.

Sich auszuzeichnen in einem Berufe, in
elchem nur wenige ſich bis zur Mittelmä-
igkeit erheben, iſt das entſcheidendſte Merk-
ial von überlegenen Talenten, oder von
em, was man Genie nennt. Die öffentli-
e Bewunderung, die ſolche hervorſtechende
eſchicklichkeiten begleitet, macht allemal ei-
n Theil von deren Belohnung aus, einen
ößeren oder kleineren, nachdem ſie dem
rade nach höher oder geringer iſt. Bei
m Berufe des Arztes giebt ſie einen be-
ächtlichen Theil jener Belohnung ab, einen
ch größeren bei Mahlerei und Skulptur;
r den Dichter und Philoſophen iſt ſie faſt
e alleinige Vergeltung.

Der überhohe Dünkel, den die meiſten
enſchen von ihren Fähigkeiten hegen, fund
r ſo viele zur Wahl eines Berufs verleitet,
m ſie nicht gewachſen ſind, iſt bekannt
nug.

Minder bemerkt, aber wo möglich noch
gemeiner herrſchend unter den Menſchen
ihre dreiſte Zuverſicht auf ihr eigenes gu-
s Glück; durch die ſo viele theils zu jenen
eralen Profeſſionen, theils vornehmlich zu
erufsarten, worin das Fortkommen meiſt
m Zufall abhängt, ſich hintreiben laſſen,
tz der geringen Vergeltung, auf die dabei

zu rechnen iſt, und die nachher ihnen au
würklich zu Theil wird. Vielleicht, daß ke
Sterblicher, ſo lange er geſund und auf
räumt iſt, ganz von dieſem Wahnglaub
frei bleibt. Die Möglichkeit zu gewinn
wird von jedermann mehr oder weniger üb
ſchätzt, ſo wie dagegen die Möglichkeit
verlieren faſt immer zu klein, und von M
ſchen, die leidlich wohl und munter ſi
kaum jemals zu groß angeſchlagen wird.

Wie ſehr die Möglichkeit zu gewinn
überſchätzt wird, zeigt der Fortgang, d
überall Lotterien finden; obgleich eine v
kommen richtige Lotterie, worin das To
aller Gewinnſte dem Total aller Verluſte
che, weder jemals geweſen iſt, noch ſe
wird, weil der Unternehmer nichts dav
hätte. Die eitle Hoffnung, einen der g
ßen Gewinnſte zu treffen, iſt es allein, w
den Looſen Käufer ſchafft. Denn ſchwerl
würden, wenn eine Lotterie keinen Gewi
über zwanzig Thaler gewährte, geſetzt a
daß ſie, in anderm Betracht, einer vollko
men richtigen Lotterie viel näher käme,
die gemeinen Staatslotterien, ihre Looſe
gern gekauft werden, als die Looſe der l
tern. Zu geſchweigen, daß, bloß um ein
der großen Gewinnſte beſſer zu ertapp

ſo mancher Spieler mehrere Looſe oder kleine Antheile an einer noch größeren Anzahl derſelben kauft: da es doch mathematiſch gewiß iſt, daß auf je mehr Looſe man ſein Geld wagt, deſto wahrſcheinlicher der Verluſt ſeyn werde; weil, wer alle Looſe kauft, unfehlbar verliehrt.

Daß die Möglichkeit zu verliehren, gemeiniglich zu klein, und kaum jemals zu groß angeſchlagen wird, zeigt der ſehr mäßige Profit beim Aſſekuranzgewerbe, und der Eigenſinn vieler Menſchen, ſelbſt um geringe Prämien ſich gegen Gefahr nicht ſichern zu wollen. In der That hat durch das Aſſekuranzgewerbe zwar ſo mancher etwas verdient, aber nicht leicht einer ſich ſehr bereichert: zum klaren Beweiſe, daß die gewöhnliche Balanz von Gewinn und Verluſt nicht vortheilhafter in dieſem, als in andern gemeinen Gewerben iſt, durch welche ſich ſo mancher zu bereichern pflegt. Und doch, wie mäßig auch die Aſſekuranzprämie gemeiniglich iſt, machen ſich viele Leute ſo wenig aus der Gefahr, daß ſie ſelbſt durch eine ſo mäßige Prämie ſich dagegen nicht ſichern wollen. In ganz England zuſammengenommen mag unter zwanzig, vielleicht unter hundert Häuſern nicht eins gegen Feuersgefahr verſichert

ſeyn. Und zu aller Jahreszeit, ſelbſt im Kriege, ſegeln Schiffe ohne alle Aſſekuranz; und zwar nicht bloß, wenn deren zwanzig oder dreißig Einem Rheder oder einer Handelskompagnie gehören, in welchem Fall ſie ſich unter einander ſelbſt aſſekurtren, ſondern auch in andern Fällen, wo Unterlaſſung der Aſſekuranz bloß Folge von dreiſter Verachtung der Gefahr iſt.

Nie ſind Verachtung der Gefahr und Zuverſicht auf Glück mehr würkſam, als in dem Alter, wann der junge Menſch ſeinen künftigen Beruf wählt. Wie wenig dann die Furcht vor Unfall den Glauben an gutes Glück aufzuwiegen vermag, zeigt ſich an der Bereitwilligkeit der gemeinen Leute, Soldaten oder Matroſen zu werden, noch auffallender, als an dem Eifer, womit die vornehmere Jugend ſich nach den ſogenannten liberalen Profeſſionen drängt.

Einen mißlichern Beruf, als den eines gemeinen Soldaten zur Kriegszeit, giebt es gar nicht. Und doch laſſen ſich in England junge Freiwillige nie lieber anwerben, als beim Ausbruch eines neuen Krieges. Ihr Sold reicht nicht an gemeinen Taglohn, und ihre Beſchwerniſſe im würklichen Dienſte ſind größer, als die des gemeinen Arbeiters.

Aber ihre jugendliche Phantaſie berechnet das nicht, ſondern ſpiegelt ihnen tauſenderlei Möglichkeiten vor, ſich auszuzeichnen und empor zu ſchwingen. Dieſe romantiſchen Hofnungen ſind der ganze Preiß, um den ſie Blut und Leben wagen.

Minder ſelten, als dem gemeinen Soldaten, gelingt es dem gemeinen Seemann zu einigem Vermögen und zu höheren Poſten zu gelangen: und doch iſt es die Ausſicht hierauf, was vornehmlich den Seedienſt empfiehlt. Aber obgleich an Kunſt und Gewandtheit der Matroſe die meiſten Handwerker übertrift, und ſein Leben aus lauter Beſchwerniß und Gefahr zuſammengeſetzt iſt; ſo hat er doch, ſo lange er Matroſe bleibt, für alle ſeine Kunſt und für alle ſeine Beſchwerniß kaum eine andre Vergeltung, als das Vergnügen jene ausgeübt, und dieſe überwunden zu haben. Denn ſein Lohn iſt nicht höher, als der gemeine Taglohn in dem Hafen, wo ſich der Satz der Matroſenheuer regulirt, d. h. wohin und von wo die meiſten Schiffe ſegeln; welches z. B. für England der Londner Hafen iſt.

Die entfernte Ausſicht auf Wagniſſe, aus welchen man hoffen kann ſich durch Muth und Geſchicklichkeit heraus zu winden, iſt

nicht unangenehm: auch erhöht ſie bei keinem Beruf den Arbeitslohn. Mit Gefahren, wo Muth und Geſchicklichkeit nichts helfen, iſt es anders. In Gewerben, die als ungeſund bekannt ſind, ſteht (wie ſchon oben erinnert worden, indem das Ungeſunde eine Art des Unangenehmen iſt,) der Arbeitslohn allemal merklich höher.

So werden die Ungleichheiten des Geldlohnes der verſchiednen Beſchäftigungen begreiflich, wenn man dieſe in Hinſicht auf die erwähnten fünf Umſtände mit einander vergleicht. Anſcheinende Anomalien werden ſich unter die Regeln fügen, ſobald man einen oder den andern Umſtand, den man überſehen hatte, gehörig in Betracht zieht. So ſcheinen die enormen Belohnungen ausgezeichneter Schauſpieler, Operntänzer und Opernſänger befremdlich, erwägt man das Angenehme ihrer Verrichtungen ſelbſt ſowohl, als den Genuß der öffentlichen Bewunderung, die ihnen dafür zu Theil wird. Aber dieſe bewunderten Talente ſind von der eigenen Art, daß ihre Schauſtellung für Geld als eine Art von perſönlicher Erniedrigung, ſey es mit Recht oder aus Wahn, angeſehen wird. Die wunderliche Mißachtung, die man gegen ſolche Perſonen dar-

m hegt, weil ſie aus ihrer Kunſt ein Ge-
erbe machen, muß ihnen eben ſo wohl ver-
olten werden, als der Aufwand an Koſten
nd Mühe, den ihnen die Erwerbung ihrer
unſt verurſacht hat. Und ſie erhalten dieſe
Vergeltung in reichem Maaße, weil die Kon-
urrenz in ihrem Gewerbe durch eben jene
Mißachtung vermindert wird. Denn bei
eitem ſind ſolche Talente ſo ſelten nicht,
ls man ſich einbildet. Viele Perſonen be-
itzen ſie in großer Vollkommenheit, die es
nter ihrer Würde halten, ſolchen Gebrauch
avon zu machen; und noch mehrere ſind
ähig ſie zu erlangen, wenn ſich dadurch et-
was mit Ehren verdienen ließe.

Von den fünf Umſtänden, die den Geld-
ohn der verſchiednen Arbeiten ſo verſchieden
nachen, ſind es faſt nur der erſte und der
etzte, nur das Unangenehme oder An-
enehme und das Mißliche oder Sich-
re, die einigen Einfluß auf den Geldprofit
ei den verſchiednen Verlagsanwendungen
aben; die andern nicht. Denn ob ein Ver-
ag beſtändig oder nur ab und zu angewandt
ird, das beruht auf dem Gewerbmann und
icht auf dem Gewerbe. Von Zutrauen
ann gar nicht die Rede ſeyn bei dem, der
einen eignen Verlag benutzt, ſondern nur

bei dem, der fremden Verlag borgt: u
wie viel Kredit dieſer finden werde, das
ruht gar nicht auf der Natur ſeines Gew
bes, ſondern auf andrer Leute Meinung v
ſeinem Vermögen und ſeiner Klugheit,
daß z. B. ein Hufſchmidt oder Fleiſcher g
wohl mehr Kredit haben kann, als ein Uh
macher oder Juwelirer. Auch die Leichtigk
oder Schwierigkeit der Erlernung des G
werbes, in welchem ein Verlag benutzt wir
ſcheint den Profit, wenn man ihn gehör
von Arbeitslohn unterſcheidet, wenig zu ve
ändern. Alle die mancherlei in großen Stä
ten gemeiniglich vorkommenden Anwendung
arten eines Verlages laſſen ſich, wie
ſcheint, beinahe gleich leicht und gleich ſchw
erlernen. Es kann z. B. der eine Zwe
des inländiſchen oder auswärtigen Hande
nicht wohl ein viel verwickelteres Geſchä
ſeyn, als der andere.

Dagegen was das Unangenehme betrift
ſo erhöhet es den Verlagsprofit eben ſo gü
wie den Arbeitslohn. Die Gaſtwirthsha
thierung z. B. iſt ungemächlich und mi
geachtet. Aber dafür giebt es auch unte
den gemeinen Gewerben kaum irgend eins
worin kleiner Verlag ſo hohen Profit ab
wirft.

Auch erhöhet das Mißliche nicht minder den Profit, als den Lohn. Der übliche Profitsatz wechselt in den verschiednen Gewerben mit der größern oder geringern Gewißheit der Wiedereinnahme, oder des Umsatzes: und so wie dieser überhaupt genommen minder gewiß im ausländischen Handel, als im inländischen, und minder gewiß in manchem Zweige des ausländischen Handels, als in andern ist; so ist auch der ordentliche Profitsatz höher in jenen erstern Fällen, als in diesen letztern. Allemal steigt er mehr oder weniger mit dem Risiko.

Aber er scheint nicht in gehöriger Proportion oder so zu steigen, daß er allemal das Risiko völlig deckte. In den gewagtesten Handelszweigen sind die Bankrotte am häufigsten: zum klaren Beweise, daß in ihnen der Profit nach Verhältniß des Risiko nicht hoch genug ist. Brächte der waghalsteste Handel unter allen, der Schleichhandel, so viel ein, daß er, außer dem üblichen Verlagsprofit, nicht nur alle von Zeit zu Zeit vorfallenden Einbußen deckte, sondern auch noch einen Ueberschuß an Profit von derselben Art, wie der Profit der Assuradeure ist, gewährte; so würden Bankrotte nicht häufiger in ihm, als in andern Han-

delsarten seyn: statt daß er jetzt der
fehlbarste Weg zum Bankrott ist. War
anders, als weil die dreiste Zuversicht
gutes Glück hier, wie bei allen andern
legenheiten, würkt, und so viel Waghälse
diesem gefährlichen Handel verleitet,
durch ihre Konkurrenz der Profit zu
herabgebracht wird, um das Risiko gen
sam zu decken.

Da von den fünf Umständen, mit
chen der Arbeitslohn wechselt, nur zwei
Verlagsprofit ändern, nehmlich das An
nehme oder Unangenehme, und die Mißl
keit oder Sicherheit; und da in Absicht
Unangenehmen die meisten Verlagsanw
dungen nicht viel von einander verschied
sind, und in Absicht des Mißlichen der P
fit zwar mit dem Risiko steigt, aber ni
allemal in gehöriger Proportion mit ihm
steigen scheint: so sollte man denken,
müßten in einer und derselben Staatsgesi
schaft oder Nachbarschaft die mittleren u
gewöhnlichen Profitsätze bei den verschiedn
Anwendungen von Verlag viel näher wa
recht stehen, als die Geldlöhne bei den v
schiednen Anwendungen von Arbeit. U
würklich findet man es auch so. Der V
dienst eines gemeinen Arbeiters und der V

dienst z. B. eines wohlbeschäftigten Arztes oder Sachwalters weichen viel stärker von einander ab, als die ordentlichen Profite in irgend zwei verschiednen Gewerben.

Wenn der Unterschied zwischen den Profiten mancher Gewerbe sehr groß aussieht; so ist es insgemein eine Täuschung, die davon herrührt, daß man dasjenige, was eigentlich Arbeitslohn ist, von dem würklichen Verlagsprofit nicht unterscheidet.

So drückt Apothekerprofit etwas ganz Uebertriebenes aus. Und doch ist dieser anscheinend hohe Profit oft weiter nichts, als ein billiger Lohn für Arbeiten, die ein überaus wichtiges Zutrauen, und eine sehr feine wissenschaftliche Kunst erfordern; welchen Lohn der Mann, der diese Arbeiten leistet, auf keine andere Art einzuziehen vermag, als dadurch, daß er ihn auf den Preiß seiner Arzeneien schlägt, wo dieser Lohn sodann die Gestalt von Profit annimmt.

Eben so verhält es sich mit dem hohen Verdienst, den mancher kleinstädtsche Krämer aus seinem geringen Verlage zieht. Indem er, wir wollen setzen, des Jahres 200 Thaler an einem Verlage von 500 Thalern verdient, scheint er einen Profit von 40 Prozent zu machen. Aber was hier als Profit

erſcheint, iſt mehrentheils Arbeitslohn. N
lich für die jährliche Arbeit eines ſo
Mannes, der bei ſeinem Handverkauf
beſtändig zu tummeln hat, und der
nur leſen, ſchreiben und rechnen können,
dern auch vielleicht funfzigerlei Waaren
ihren Preißen, Beſchaffenheiten und b
Einkaufsplätzen genau kennen muß, ſind
dert und funfzig Thaler wohl kein zu h
Lohn. Zieht man dieſen von dem ſchei
großen Profit ab; ſo bleiben funfzig
ler und ſonach zehn Prozent als eigentl
Verlagsprofit übrig. In derſelben kle
Stadt, wenn ſie ein Seeplatz iſt, lebt
leicht ein Großhändler, der an ſeinem
lage von zehn tauſend Thalern mehr
als 1150 Thaler verdient, und ſonach e
Profit von zwölftehalb Prozent zu ma
ſcheint. Rechnen wir ihm an Lohn für
ne Arbeit eben ſo viel, wie jenem Krä
nehmlich hundert und funfzig Thaler
ſo behält er, nach Abzug dieſes Lohnes
tauſend Thaler von ſeinem ganzen Verdi
und ſonach zehn Prozent an eigentlic
Verlagsprofit übrig. Derſelbe Lohn, der
des Krämers Verlage dreißig Prozent,
von ſeinem ganzen Verdienſt drei Viertl
beträgt, macht von des Großhändlers

lage nur anderthalb Prozent, und von seinem ganzen Verdienst etwa nur ein Achtheil aus.

In einer großen Hauptstadt, wo kraft des ausgedehnten Markts selbst der Detailhandel starke Kapitalien beschäftigen kann, ist daher der Unterschied zwischen den anscheinenden Profiten des Detailhandels und des Großhandels weit geringer als in kleinen Städten und Landflecken. Denn indem dort ein Detailleur vielleicht zwanzig oder dreißig tausend Thaler umsetzt, ist der Lohn seiner Arbeit ein verhältnißmäßig nur geringer Zusatz zu dem eigentlichen Profit von seinem so starken Verlage; und dieser sein Profit steht sonach mit dem Profit des Großhändlers weit näher wagerecht. *)

*) Eben daraus erklärt sich der Umstand, daß Waaren detailweise verkauft, zum Theil viel wohlfeiler, zum Theil nicht theurer in der großen Hauptstadt, als in kleinen Städten und Landflecken sind. So z. B. sind Kramwaaren aller Art in der großen Stadt gemeiniglich viel wohlfeiler, und Brod und Fleisch öfters eben nicht theurer. Nehmlich Kramwaaren kommen mit nicht mehr Transportkosten beschwert nach der großen Stadt, als nach der kleinen; und indem sie also, ihren Primkosten nach, an beiden Plätzen einander gleich stehen,

Die bisher erklärten fünf Umstände verursachen zwar viele Ungleichheit, im Geldlohn und im Geldprofit; aber keine in dem Ganzen der, sey es würklichen, sey es einge-

sind sie am wohlfeilsten da, wo der niedrigste Preis fit oder Verdienst auf sie geschlagen wird, das heißt, in der Hauptstadt. Korn und Vieh dagegen kommen mit weit mehr Transportkosten beschwert nach der großen Stadt, als nach der kleinen; indem sie nach jener aus viel weiteren Entfernungen zusammen gebracht werden müssen. Brod und Fleisch also stehen, ihren Primkosten nach, höher in der großen Stadt, als in der kleinen: und wenn also gleich der Profit niedriger in der großen Stadt ist; so sind darum doch diese Waaren dort nicht allemal wohlfeiler, obzwar öfters auch nicht theurer. In solchen Artikeln nehmlich, wie Brod und Fleisch, zieht der ausgedehnte Markt einer großen Stadt zwei entgegengesetzte Folgen nach sich. Er vermindert die scheinbaren Profite; indem er Gelegenheit zur Anwendung stärkrer Kapitalien giebt; und er vermehrt die Primkosten, indem er Zufuhr aus weitern Entfernungen erfordert. Diese Verminderung der Profite, und diese Vermehrung der Primkosten halten, scheint es, in den meisten Fällen einander die Waage: welches vermuthlich die Ursache davon ist, daß, obgleich die Korn- und Viehpreiße sehr verschieden in den verschiednen Gegenden eines Landes sind, dennoch die Brod- und Fleischpreiße in den meisten Plätzen deſſelben insgemein ziemlich gleich, oder weit weniger ungleich, als jene stehen.

n, Vortheile und Nachtheile, die jede
rſchiednen Arbeits- und Verlagsanwen-
n mit ſich führt: ſondern, indem ſie
geringern Geldverdienſt in einigen ver-
und einen großen Geldverdienſt in an-
werthloſer machen, ſtreben ſie vielmehr
, daß eine durchgängige Gleichheit je-
ganze betreffend in ihnen allen bewürkt

ber dieſe Gleichheit hängt davon ab,
wenn irgend eine Arbeits- oder Ver-
wendung mehr oder minder vortheil-
als die übrigen iſt, ſo viele Menſchen
n einen Fall zu ihr übergehen, und in
ndern von ihr zurücktreten werden, bis
auf ihren Richtſtand mit den übrigen
ndungen zu ſtehen kommt. Und das
nur geſchehen, wenn die Menſchen au-
er freien Wahl, auch noch Kenntniß
em, was jedesmal für ſie das Vortheil-
e iſt, und Zeit zu ſolchem Uebergehen
Zutreten haben, und durch ſonſt nichts
gehindert werden. Selbſt alſo die
mmenſte Gewerbsfreiheit vorausgeſetzt,
jene Gleichheit doch nur bei ſolchen
ts- und Verlagsanwendungen Statt
n können, erſtens die in der Nachbar-
wohl bekannt, und ſeit geraumer Zeit

im Gange, zweitens die in ihrem ord
lichen, oder wie man es nennen möchte,
türlichen Zuſtande ſind, und drittens,
den alleinigen oder Hauptberuf derer a
machen, welche ſich damit befaſſen.

In neuen Gewerben pflegt der Arbe
lohn, alles übrige gleich geſetzt, gemeinig
höher zu ſeyn, als in den alten. D
wer z. B. eine Fabrik von neuer Art
legt, der muß anfangs, um die Arbei
deren er bedarf, von andern Beſchäftig
gen wegzulocken, ihnen einen höheren L
bieten, als ihnen in ihrer bisherigen L
zu Theil ward, oder als die Natur ih
neuen Verrichtung ſonſt erfordern mö
und es wird eine beträchtliche Zeit vergeh
bevor er es wagen kann, den Lohn auf
gemeinen Richtſtand herabzuſetzen. Eben
her pflegt auch der Lohn für ſolche Arb
welche Modewaaren liefert, die ſich nicht l
ge in Nachfrage erhalten, höher zu ſe
als der Lohn für Arbeit, welche Waa
ſtellt, die von nothwendigem oder nützlich
Gebrauch ſind, und daher fortwährend
Nachfrage bleiben. Bei dieſer letzten Arb
hat die Konkurrenz Zeit, ſich bis zum Glei
gewicht zu verſtärken, bei jener erſtern ni
immer.

Die Einführung eines neuen Verfahrens in der Landwirthschaft, die Anlegung einer neuen Manufaktur, die Unternehmung eines neuen Handelszweiges, ist allemal eine Spekulation, wovon derjenige, der sich damit befaßt, außerordentlichen Profit erwartet. Dieser Profit, der würklich manchmal sehr hoch, aber auch zuweilen und wohl öfters niedrig genug ist, hält überhaupt keine regelmäßige Proportion zu dem Profit bei den andern alten Gewerben in derselben Nachbarschaft. Gemeiniglich ist er, wenn das Projekt gelingt, anfangs sehr hoch; nach Maaßgabe, wie das Verfahren oder Gewerbe mehr und mehr bekannt wird, und ordentlich in Gang kommt, bringt die Konkurrenz den Profit auf den Richtstand mit den andern Gewerben herab.

Jene Gleichheit kann ferner bei den verschiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen nur so lange bestehen, als diese in ihrem ordentlichen, oder wie man es nennen möchte, natürlichen Zustande sind.

Nach fast jeder besondern Art von Arbeit ist die Nachfrage manchmal größer, und manchmal kleiner, als gewöhnlich. In dem einen Fall übersteigen die Vortheile der Ar-

beit den gemeinen Nichtſtand, in dem and
ſinken ſie unter ihn herab.

Die Nachfrage nach Landarbeit iſt
ßer zur Erndtezeit, als im ganzen übri
Jahr; und mit ihr ſteigt der Lohn;
auf weiten Strecken die Ernte zu glei
Zeit eintritt, und die Anzahl der Arb
ſich nicht ſo, wie es die ſchnelle Zuna
und Wiederabnahme der Nachfrage fo
vermehren oder vermindern kann. Eb
ſteigt zur Kriegszeit in England die Ma
ſenheuer bei der Handelsſchiffahrt wohl
doppelte und drüber, ohne daß es ſich ämt
läßt; weil der Staat, nicht wie die L
truppen, ſo auch die Seeleute für den
des Krieges zum voraus bereit halten k
ſondern ſie, wenn ſie geübt und erfa
ſeyn ſollen, der Handelsſchiffahrt entzie
muß.

Dagegen wenn ein Gewerbe in Ve
geräth, ein Schickſal, das Modemanufa
ren nicht ſelten trift, nimmt mancher M
mann, ehe er ſeine gewohnte Arbeit aufgi
und ſich zu einer neuen einrichtet, (
ihm oft Alters und anderer Umſtände w
ſchwer wird) lieber mit einem geringern L
vorlieb, als ſonſt der Natur ſeiner Ar
angemeſſen wäre.

Der Profit wechselt mit dem Preiße
er Waaren. So wie der Preiß irgend ei-
ier Waare ſich über den ordentlichen oder
Mittelſatz erhebt, ſteigt auch der Profit von
benigſtens einem Theile des auf ſie gewand-
en Verlages über ſeinen gehörigen Nicht-
and; und ſinkt, ſo wie jener fällt, unter
enſelben herab. Nun ſind zwar alle Waa-
en mehr oder weniger im Preiße wechſel-
aft, aber manche ſind es weit mehr als an-
ere. Es giebt, wie ſchon anderwärts be-
ierkt worden, Gewerbe, wo gleich viel Ar-
eit allemal faſt gleich viel Waare hervor-
ringt; wie es z. B. der Fall mit allen We-
ereien iſt. Der Wechſel im Marktpreiße
ſolcher Waaren kann nur von irgend einem
ufälligen Wechſel in der Nachfrage herrüh-
en. Und ſo wie daher die Nachfrage z. B.
ach ſchlechter Leinwand und gemeinem Tuch
emlich einförmig iſt, ſo iſt es auch deren
)reiß. Dagegen giebt es Gewerbe, wo
leich viel Arbeit nicht immer gleich viel
Waare liefert; weil dieſe mit von Witterung
nd andern Zufällen abhängig iſt: wie z. B.
leich viel Arbeit in verſchiednen Jahren kei-
esweges gleich viel Getreide, Wein, Tabak,
ucker, Seide, Seeſalz, Thran und dergleis
)en, ſchafft. Der Preiß ſolcher Waaren

wechselt also nicht bloß mit dem Wechsel der Nachfrage, sondern auch mit dem viel stärkern und öftern Wechsel der gewonnenen Quantität, und ist sonach äußerst schwankend. Nun aber muß der Profit wenigstens eines Theiles der Händler, deren Verlag in solchen Waaren angelegt ist, mit dem Preiße derselben schwanken. Die Geschäfte des spekulirenden Kaufmanns beziehen sich hauptsächlich auf Waaren solcher Art. Er kauft sie auf, wenn er voraus sieht, daß ihr Preiß steigen werde, und verkauft sie, wenn er einen Abschlag ihres Preißes vermuthet.

Ueberhaupt kann der Profit bei dem Spekulationshandel in keiner ordentlichen Proportion zu dem Profit irgend eines regelmäßigen, eingerichteten, wohlbekannten Gewerbes stehen, aus dem einfachen Grunde, weil der Spekulant kein solches Gewerbe treibt, sondern sich nach Verschiedenheit der Konjunkturen, mit jeder Art von Handel befaßt, der ihm mehr als gewöhnlichen Profit verspricht, und solchen aufgiebt, wann der Profit davon auf den Nichtstand der andern Handelszweige zurückkehrt.

Ein dreister Spekulant erwirbt manchmal durch ein Paar gelingende Unternehmungen ein beträchtliches Vermögen; aber

ben ſo leicht kann er es durch ein Paar hlſchlagende wieder verlieren. *)

*) Nur an Plätzen, wo die zum Spekulationshandel erforderlichen Nachrichten ſchnell zu haben, und die darauf ſich beziehenden Geſchäfte leicht auszuführen ſind, kann derſelbe mit Erfolg getrieben werden. In der Regel alſo hat er ſeinen Siz in großen Städten. Und er iſt es, wodurch daſelbſt manchmal großer Reichthum plözlich erworben wird. Denn durch irgend einen regelmäßigen, eingerichteten und wohlbekannten Handel oder Gewerbszweig wird ſelbſt in einer großen Stadt großer Reichthum ſelten anders erworben, als Kraft eines langen Lebens voll Betriebſamkeit, Sorgfalt und Frugalität. Indeſſen wird er auf dieſem Wege, ſelbſt von geringen Anfängen, doch oft in einer großen Stadt erworben, und dagegen kaum jemals in kleinen Städten und Landflecken, obgleich in dieſen die Profite des Groſſirers ſowohl als Detailleurs insgemein höher ſind, als in der großen Stadt. Die Urſache liegt darin, daß an einem kleinen Ort wegen des beſchränkten Markts der Handel nicht allemal ſich ſo erweitern läßt, wie der Verlag zunimmt. Es kann alſo da, wie hoch auch der Profitſaz gehen mag, die Summe des Profits nie groß, und folglich auch die Anhäufung des Erwerbs nie ſtark ſeyn. In einer großen Stadt hingegen läßt ſich der Handel ausdehnen, ſo wie der Verlag anwächſt, und eines thätigen und ſparſamen Mannes Kredit wächſt noch ſchneller als ſein Verlag. Nach Maaßgabe wie beide zunehmen, erweitert ſich ſein

Jene Gleichheit kann endlich nur bei solchen Arbeits- und Verlagsanwendungen Statt finden, welche den alleinigen oder Hauptberuf derer ausmachen, die sich damit befassen.

Zieht eine Person ihren Unterhalt aus einem Beruf, der ihr viel freie Zeit läßt; so ist sie nicht nur oft bereit, sondern auch allemal im Stande, irgend eine andere Arbeit für einen geringern Lohn in ihren Freistunden zu thun, als sonst der Natur dieser Arbeit angemessen wäre; oder als jeder andern Person gegeben werden müßte, die lediglich aus solcher Arbeit ihren ganzen Unterhalt zöge. Was auf solche Weise durch Nebenarbeit hervorgebracht oder verfertigt wird, kommt dann insgemein wohlfeiler zu Markt, als es unter andern Umständen möglich ist.

So verhält es sich mit dem Leinengarn, welches theils von dem zu andern Zwecken gehaltenen Gesinde in müssigen Stunden, theils von den Familien der sogenannten kleinen Leute auf dem Lande in ihrer Dienstfreien

Handel, und die Summe seines Profits steht mit dem Umfange seines Handels, und seine jährliche Verlagsanhäufung mit der Summe seines Profits in Proportion.

eit geſponnen wird. Es kommt ſo wohlfeil zu Markt, daß England, ſelbſt durch Hülfe ſeines eiſernen hundertarmigen Briareus, wie Lauderdale die Spinnmühlen nennt, es ſich nicht wohlfeiler zu ſchaffen vermag, und daher in großen Quantitäten aus Preußen und dem nordweſtlichen Theile von Deutſchland zieht.

Eben ſo iſt es mit den gemeinen Sorten von Leinwand, die ſelbſt noch in dieſem letzten Jahrmarkt hier in Königsberg (1805) wenig mehr, als vor zwanzig Jahren galt, obgleich während dieſer Zeit das Material sowohl, als der Lebensunterhalt, wenn man die Kartoffeln ausnimmt, ſo ſehr im Preiße geſtiegen ſind.

Noch immer werden in Preußen, wie faſt überall in Deutſchland, die gemeinſten Arten von Strümpfen wohlfeiler geſtrickt, als auf dem Wirkerſtuhle gewebt. Und ſchwerlich wird irgend eine Fabrik die geflochtenen Stroharbeiten und die geklöppelten Spitzen ſo wohlfeil ſtellen können, als jene von dem weiblichen Landvolke in einem Striche bei Dresden, und dieſe von den Familien der Bergleute im ſächſiſchen Erzgebirge verfertigt werden.

Solche, neben einem andern Beruf, ver-

fertigte Waaren laſſen ſich mit denen vergleichen, die an manchen Orten von Kloſterfrauen, Stiftswittwen, Waiſenkindern und Pfleglingen öffentlicher Armenhäuſer, kurz von Perſonen verfertigt werden, die ihren Unterhalt ganz oder zum Theil aus milden Fonds ziehen. Alle dergleichen Waaren können darum wohlfeiler gelaſſen werden, weil ſie nicht die alleinige oder Hauptquelle des Auskommens ihrer Verfertiger ſind.

Diejenigen Perſonen, welche durch irgend eine Arbeit ſolcher Art, die häufig als Nebenbeſchäftigung getrieben wird, ihren ganzen Unterhalt zu erwerben ſuchen, wie z. B. durch Spinnen, Stricken und Nähen, haben dabei kaum das liebe Leben.

Fälle der Art, daß Leute von einer Beſchäftigung leben, und zu gleicher Zeit einen kleinen Nebenerwerb aus einer andern ziehen, kommen ſeltner in reichen Ländern als in armen vor; weil es in jenen ſeltner ein Gewerbe giebt, welches nicht einen ſo ausgedehnten Markt fände, daß es die geſammte Arbeit und den geſammten Verlag derer, die ſich damit abgeben, beſchäftigen kann. Auch findet man ſeltner auf wohl kultivirten Ländereien jene kleinen Landleute, die unter mancherlei Namen ein außerhäusliches

Geſinde der Landwirthe vorſtellen, und, neben dem Stückchen Land, das ſie für ſich zu bauen bekommen, vom Verdienſt ihrer Arbeit leben. In den preußiſchen Niederungen findet man ſie faſt gar nicht. Das Land iſt da den Eignern zu viel werth, um es auf ſolche Weiſe hinzugeben. Sie halten lieber mehr Hausgeſinde, und zu den außerordentlichen Arbeiten der Ernte locken ſie durch guten Lohn Arbeiter aus den entfernteſten Gegenden an.

Zweite Sektion.

Von den aus poſitiven Einrichtungen entſpringenden Ungleichheiten des Geldlohnes und Geldprofits bei den verſchiednen Anwendungen von Arbeit und von Verlag.

Poſitive Einrichtungen können beträchtliche Ungleichheiten im Ganzen der Vortheile und Nachtheile, die jede der verſchiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen ſonſt mit ſich führen würde, verurſachen, und zwar auf dreifache Weiſe. Erſtens, ſo fern ſie die Konkurrenz in manchen dieſer Anwendun-

gen auf eine geringere Anzahl von Personen brschränken, als sonst sich damit befassen wollten; zweitens, so fern sie die Konkurrenz in andern Anwendungen stärker machen, als sie sonst seyn würde; und drittens, so fern sie den Umlauf der Arbeit und des Verlages von einer Anwendung zur andern und von einem Platze zum andern hemmen.

Unter den Einrichtungen der ersten Art, denjenigen nehmlich, durch welche die Konkurrenz beschränkt wird, verdienen eine genauere Betrachtung insonderheit die ausschließlichen Innungsprivilegien. Frankreich mit einem Theil seiner Schutzländer ausgenommen, wo sie durch die Revolution vertilgt wurden, herrschen sie mehr oder weniger über ganz Europa.

Eine Innung beschränkt, kraft ihres ausschließlichen Privilegiums, in der Stadt, wo sie besteht, bei dem Betriebe des ihr zugeeigneten Gewerbes die Konkurrenz nothwendig auf die Anzahl ihrer Genossen. In Betracht der Erfordernisse, um Genoß zu werden, zeigt sich unter den Innungen ein Hauptunterschied, nach welchem man sie in zwei Klassen ordnen kann.

Bei der einen ist zur Erlangung der Genossenschaft nöthig, daß man als Lehrbursche

nter einem gehörig qualificirten Meister usgelernt, dann als Gesell bei solchen Meistern eine gewisse Zeit hindurch gearbeitet, nd endlich, nach Ablegung bestimmter Proben von Geschicklichkeit, das Meisterrecht erworben habe.

Bei der andern, wohin z. B. Krämer-, Mälzenbräuer-, Bardingsrheder- und Kahnahrer-, Fischhändler- und Höcker-Innungen ehören, ist dieses kein wesentliches, oder berall kein Erforderniß; sondern die Erlegung einer bestimmten Summe an die Geneinkasse oder an die Obrigkeit ist dazu hinreichend.

Es wird zur Klarheit beitragen, wenn nan jene erstere Klasse unter dem Nahmen der Zünfte, von dieser letztern unter dem Nahmen der Gilden, unterscheidet.

Zünfte sowohl als Gilden aber können geschlossen, das heißt auf eine bestimmte Anzahl von Gliedern oder Gewerbstellen beschränkt seyn, und dann ist zur Aufnahme in dieselben außer jenen Erfordernissen noch nöthig, daß man von einem der Genossen die sogenannte Gerechtigkeit, in deren Besitz er ist, abgetreten bekomme. Diese Gerechtigkeit, die entweder ein persönliches Recht, oder ein dingliches ist, das an einem Grund-

ſtück haftet, wird im erſten Fall durch Erlegung eines Abſtandsgeldes, im andern durch Erkaufung des Grundſtücks, von deſſen Preiße ſie einen Beſtandtheil ausmacht, erworben. So z. B. machten noch vor kurzem die Bordingsrheder in Königsberg, welche die Lichterfracht zwiſchen dieſer Stadt und ihrem Vorhafen Pillau ausſchließlich beſorgten, eine geſchloſſene Gilde aus; indem die Summe der Schiffslaſten, bis zu welcher die Trächtigkeit aller Bordingen zuſammen ſich belaufen durfte, beſtimmt war. Wünſcht nun Jemand, der ein Schiff, wir wollen ſetzen, von funfzig Laſt beſaß, ſolches als Bording brauchen zu können; ſo mußte er erſt von einem der Gildegenoſſen das Recht dazu, nach dem Maaße von funfzig Laſt, durch Erlegung eines Abſtandsgeldes oder Kaufpreißes erwerben; wodurch er dann zugleich Genoß der Gilde ward. Eben ſo wenn in einer Stadt eine geſchloſſene Gilde von Brauherren iſt, deren Braurecht dinglich an ihren Häuſern haftet, kann Niemand ein ſolches Recht anders erlangen, als wenn er von einem der Gildegenoſſen ein ſolches Haus miethet oder kauft, und in der Miethe den Gebrauch, ſo wie in dem Kaufgelde das Eigenthum jener Gerechtigkeit bezahlt.

Immer

Immer ſtellt in geſchloßnen Innungen das Gewerbrecht jedes Genoſſen ein beſondres Eigenthum vor, das man anders, als durch Abtretung von ihm, nicht erlangen kann.

Nächſt allen dieſen Erforderniſſen liegt noch den Genoſſen jeder Zunft und Gilde die Schuldigkeit ob, zur Beſtreitung der Koſten, welche die Aufrechthaltung ihres Vereins nöthig macht, gewiſſe Beiträge fortwährend zu entrichten.

Alles Innungsweſen zielt auf Verminderung der Konkurrenz in den ihm unterworfenen Gewerben ab. Gradezu vermindert es die Konkurrenz in den Gewerben, die es geſchloſſnen Zünften und Gilden übergiebt; mittelbar vermindert es die Konkurrenz in den zünftigen Gewerben durch lange Lehrzeit, vieljährigen Geſellenſtand, erſchwerte und vertheuerte Erlangung des Meiſterrechts; und die mancherlei Koſten und Beiträge, zu welchen es die Genoſſen nöthigt.

Auf allen dieſen Wegen verurſacht es ein künſtliches Uebergewicht in dem Ganzen der Vortheile und Nachtheile auf Seiten der verinnungten Gewerbe über die andern freien, und zwar ſowohl was der Arbeitslohn, als das der Verlagsprofit betrift.

Nehmlich der Lohn einer zünftigen Ar-

heit muß höher seyn, als er sonst seyn würde, wenn dieselbe Arbeit nicht zünftig wäre; und zwar höher, in eben dem Maaße, wie ihre Erlernung, vermöge des Zunftzwanges, langwieriger und kostbarer ist, als sie sonst zu seyn brauchte. Der größere Aufwand an Geld und Zeit muß durch einen Zusatz am Lohn vergütet werden.

Die Lehrzeit scheint vor Alters in den meisten zünftigen Gewerben überall auf volle sieben Jahr bestimmt gewesen zu seyn; und in England ist sie es noch. Nur daß man in England das alte Gesetz aus der Regierungszeit der Königin Elisabeth, welches diese Lehrzeit vorschreibt, bloß für die Gewerbe, die schon zu jener Zeit bekannt waren, und auch für diese nur, sofern sie in Marktstädten betrieben werden, gelten läßt: in allen erst seit jenem Zeitpunkt aufgekommenen Gewerben, deren es eine erstaunliche Menge giebt, und an allen Orten, die nicht schon damals förmliche Marktstädte waren, hat also der englische Kunstfleiß den freiesten Spielraum.

In andern Ländern ist die Lehrzeit zwar kürzer bestimmt, aber doch immer noch viel zu lang für das, was eigentlich zu lernen ist. Selbst die künstlichste Arbeit, wie das

Uhrmachen, enthält kein ſolches Geheimniß, zu deſſen Begreifung ein vieljähriger Unterricht nöthig wäre. Die Erfindung ſolcher ſchönen Maſchinen, ſo wie ſelbſt manches Werkzeuges, das zu deren Verfertigung gebraucht wird, mag Zeit und Nachdenken genug gekoſtet haben. Aber nachdem ſie längſt erfunden ſind, kann es wohl nicht mehr als eines Unterrichts von ein Paar Monaten bedürfen, um einem jungen Menſchen alles daran aufs vollſtändigſte begreiflich zu machen. Zur Erklärung der Arbeiten bei den gemeinen Handwerken möchte wohl der Unterricht von ein Paar Wochen oder ſelbſt Tagen hinreichend ſeyn.

Freilich die Fertigkeit in den Handgriffen ſelbſt bei der gemeinſten Handwerksarbeit, geſchweige bei den künſtlichern Verrichtungen, läßt ſich ohne viel Erfahrung und Uebung nicht erwerben. Aber wie viel ſorgfältiger würde ein junger Menſch auf alles merken, und wie viel emſiger ſich üben, wenn er von Anfang an, wie ein Geſell, nach Maaßgabe des Werths der kleinen Sachen und Arbeiten, die er fertigen und leiſten könnte, dafür bezahlt würde, und ſeinerſeits alles bezahlte, was er etwa manchmal aus Unerfahrenheit und Ungeſchick an

Materialien verdürbe. Gewiß würde sein Auslernen auf diesem Wege überhaupt sicherer gelingen, und allemal minder langwierig und kostspielig seyn.

Auch giebt es eine Menge von unzünftigen Arbeiten, die mehr Geschicklichkeit erfordern, als zünftige von ähnlicher Art; und die zum Theil auf die erwähnte Weise erlernt werden. So fodert das Putzmachen in Vergleich gegen das Schneidern, die Kochkunst gegen das Fleischer- und Bäckergewerbe, die Porzellan- und Glasmacherkunst gegen das Töpfer- und Glaserhandwerk, wohl mehr Geschicklichkeit, deren Erwerbung gleichwohl an keine Lehrzeit gebunden ist; und auf jenem freien Wege nicht nur minder kostbar fällt, sondern auch schneller und sichrer gelingt. Zu geschweigen, daß selbst Meister in zünftigen Gewerben sich öfters unter dem Fabrikantentitel die Erlaubniß zu verschaffen suchen, beim Betriebe ihres Gewerbes statt ausgelernter Gesellen freie Lohnleute gebrauchen zu dürfen; zum klaren Beweise, daß diese bald genug die nöthige Geschicklichkeit erwerben, und selbst schon deshalb wohlfeiler sind.

So wie die lange Lehrzeit, so muß auch die lange Dauer des Gesellenstandes, und die

Schwierigkeit und Kostbarkeit des Meisterwerdens natürlicherweise eine Erhöhung am Lohn solcher Arbeiten verursachen, welche mit diesen nachtheiligen Umständen verknüpft sind. Ein Ersatz muß für diese Nachtheile Statt finden, wenn es an der erforderlichen Anzahl von Arbeiten nicht fehlen soll, er mag ihnen nun schon als Gesellen, oder er mag ihnen erst dereinst als Meistern zu Theil werden.

Der Profit, den ein Verlag, angelegt in einem verinnungten Gewerbe, bringt, muß größer seyn, als er sonst zu seyn brauchte, wenn eben das Gewerbe frei wäre; und zwar größer um den ganzen Belauf der Kosten, die durch das Innungswesen verursacht werden. Der Aufwand an Mühe, Zeit und Geld, welcher die Erlangung des Meisterrechts kostet, ist als ein auf Leibrente hingegebenes Kapital zu betrachten, das sammt seinen Zinsen während der wahrscheinlichen Dauer der Ausübung dieses Rechts durch den Profit, der in dem Gewerbe zu machen ist, wieder eingezogen werden muß. Die Summe, welche bei geschloßnen Zünften und Gilden jeder Genoß an Abstandsgeld oder Kaufpreiß für seine so genannte Gerechtigkeit entweder erlegt hat, oder wenn sie ihm durch

Erbschaft zugefallen ist, bezahlt erhalten könnte, stellt eine Auslage vor, wovon er wenigstens die landüblichen Zinsen durch sein Gewerbe verdienen muß. Endlich sind auch noch die laufenden Beiträge, die der Genoß einer Innung an die Gesammtkasse entrichtet, als Auslagen anzusehen, die sein Gewerbe erfordert, und die es ihm mithin auch wieder erstatten muß. Um den ganzen Betrag dieser drei Artikel also muß der Profit, der mittelst eines Verlages in einem verinnungten Gewerbe gemacht wird, größer seyn, als er zu seyn brauchte, wenn dasselbe Gewerbe frei von allen solchen Einrichtungen wäre.

Sollen Arbeiter und Verleger bei verinnungten Gewerben sich auch nur nicht schlechter im Ganzen stehen, als sie könnten, wenn sie sich mit andern freien Arbeits- und Verlagsanwendungen befaßten, so muß nach Maaßgabe der besonderen Nachtheile, die ihnen das Innungswesen verursacht, ihr Lohn und Profit höher seyn. Schon des Gleichgewichts wegen können daher in den an Gilden und Zünften gebundnen Arbeits- und Verlagsanwendungen selbst die niedrigsten Lohn- und Profitsätze, das heißt die, bei denen dergleichen Anwendungen nur eben noch ohne Schaden möglich sind, nie so tief

ſtehen, als ſie könnten, wenn dieſelben An-
wendungen ganz frei wären.

Dazu kommt aber noch ein andrer Um-
ſtand. Das Innungsweſen, ſo fern es die
Konkurrenz in den ihm unterworfenen Ge-
werben hemmt, ſetzt die zünftigen Arbeiter
und bevorrechteten Verleger in den Stand,
ihren Lohn und ihren Profit, ſo oft irgend
ein Steigen der Nachfrage nach ihren Ar-
beiten oder Waaren eintritt, in einem viel
ſtärkern Verhältniſſe zu erhöhen, als ſie ſonſt
thun könnten; während ihnen im entgegenge-
ſetzten Fall, wenn die Nachfrage ſinkt, der
Uebergang zu allen freien Arbeits- und Ver-
dienſtanwendungen offen ſteht. So z. B.
erhält bei einer Landestrauer, der Lohn der
Schneiderarbeit auf, aber der Lohn der ge-
meinen Nätherinnen geht, wenn z. B. bei
Mobilmachung einer Armee, ſchleunig eine
Menge Soldatenhemden zu nähen ſind, nicht
in die Höhe: die Konkurrenz in dieſem letz-
tern Fall nimmt mit der Nachfrage zu; in
jenem erſtern iſt ſie auf die vorhandene An-
zahl zünftiger Arbeiter beſchränkt, ohne daß
jemand, wenn er auch die Arbeit eben ſo
gut verſtände, oder in ein Paar Tagen ler-
nen könnte, hinzutreten darf. Wohl aber
dürfen die zünftigen Arbeiter, wenn die

Nachfrage in ihrem Gewerbe zu ſehr abnimmt, ſich nach allen zunftfreien Beſchäftigungen hinwenden.

Eben ſo iſt es mit dem Profit, der in verinnungten und vollends in geſchloßnen Gewerben, ſo oft ein Steigen der Nachfrage nach ihren Waaren oder Leiſtungen eintritt, viel höher gehen kann, und zu gehen pflegt, als er bei freiem Betriebe eben dieſer Gewerbe jemals könnte. Einen Beweiß davon hat man an der beſondern Mühe, welche ſich die Obrigkeit giebt, das Publikum gegen Ueberpvortheilungen von Seiten ſolcher Gewerbe durch vorgeſchriebne Taxen zu ſichern, und an der ewigen Klage des Publikums, daß dieſe Taxen durchaus nichts helfen.

Zwar kann der Profit auch in ſolchen Gewerben tief genug herunter gehen, und auf eine Weile wohl ſelbſt unter den tiefſten Satz, worauf er in andern Gewerben ſteht. Vornehmlich kann ſich das ereignen, wenn er durch einen vieljährigen ſehr hohen Stand veranlaßt hat, daß in den ungeſchloßnen Innungen die Anzahl der Verleger und ihre Konkurrenz ſehr angewachſen, und in den geſchloßnen, das Abſtandsgeld oder der Kaufpreiß der ſogenannten Gerechtigkeiten ſehr aufgeſchlagen iſt; und dann hinterher die Nach-

frage nach den Waaren und Leistungen dieser Gewerbe, auf welche Veranlassung es auch sey, stockt und abnimmt: ein Fall, der sich z. B. mit dem Profit mancher Brauherrngilde ereignet hat. Indessen stehen dann doch jedem dieser Innungsgenossen zur Anwendung seines Verlages, den er aus seinem bisherigen Gewerbe, wenn schon vielleicht nicht ohne Verlust ziehen kann, alle freie Gewerbe offen.

Was den Innungsgenossen in dem Preiße ihrer Waaren und Dienste an Lohn und an Profit mehr, als sonst nöthig wäre, zufließt, das wird von allen denen bezahlt, die jene Waaren und Dienste kaufen. In diesem Fall befinden sich selbst die verschiednen Innungen gegen einander. Jede muß, was sie von irgend einer andern kauft, etwas theurer bezahlen, als sie sonst nöthig hätte. Indessen vermag sie dafür auch wieder dasjenige, was sie zu verkaufen hat, sich theurer bezahlen zu lassen; und obschon bei diesem Verkehr der verschiednen Innungen unter einander nicht jede gleich gut fährt, indem z. B. ein Genoß einer ungeschloßnen Innung dasjenige, was ihm ein Genoß einer geschloßnen auflegt, nicht so leicht auf diesen oder einen andern zurückschieben kann;

so werden sie doch, kraft ihrer Aus
gungsrechte, weit eher im Stande seyn
unter einander abzufinden, als der
Theil der Nation in seinem Verkehr m
nen allen. Nichts von denen zu sage
von abgeleitetem Einkommen leben, w
Rententirer, Staatskostgänger u. s. w
sind selbst alle Producenten gegen die
schiednen Innungsgenossen in dem entsch
sten Nachtheil. Und doch ist es grad
Verkehr mit den Producenten, wodurc
Stadt sich erhält und bereichert.

Jede Stadt, abgesehen davon, da
vielleicht selbst einigen Ackerbau treibt,
allen ihren Bedarf an Lebensmitteln uni
dustriematerialien vom Lande. Was sie
her an Abgaben zur Salarirung der i
wohnenden Staatsdiener, oder an Zinse
Kapitalien, die sie auf dem Lande aus
hat, empfängt, bei Seite gesetzt, bezah
alles übrige auf zweierlei Art: wie man
siehet, wenn man hinter dem Gelde
der eigentlichen Valuta forscht. Erst
mit einem Theile der aus jenen Mater
verfertigten Waaren; in welchem Fall
Preiß jener Materialien um so viel zunii
als der Lohn der Arbeiter und der P
ihrer Verleger ausmacht. Zweitens,

einem Theile der aus entfernten Plätzen des nehmlichen Landes, oder aus der Fremde eingeführten Natur- und Kunsterzeugnisse: in welchem Fall der ursprüngliche Preiß dieser Güter um so viel vermehrt wird, als der Lohn der Schiffer und Frachtfahrer und der Profit der Kaufleute beträgt, von denen sie beschäftigt werden. In demjenigen, was an dem erstern dieser beiden Verkehrszweige verdient wird, besteht der Vortheil, den die Stadt aus ihren Manufakturen zieht: in dem, was an dem zweiten verdient wird, besteht der Vortheil ihres inländischen und auswärtigen Handels. Der Lohn der Arbeiter und der Profit ihrer Verleger machen das Ganze dessen aus, was an beiden verdient wird.

Jede Einrichtung also, die dahin strebt jenen Lohn und Profit höher zu stellen, als er sonst wäre, strebt die Stadt in den Stand zu setzen, mit einer kleineren Quantität ihrer Arbeit sich das Erzeugniß einer größern Quantität ländlicher Arbeit zu verschaffen. Sie giebt den Handwerkern und Handelsleuten in der Stadt einen Vortheil über die Grundeigner, Pächter und Arbeiter auf dem Lande, und stürzt jene natürliche Gleichheit um, die sonst in dem Verkehr zwischen bei-

den ſtatt haben würde. Sie macht, daß von dem jährlichen Geſammtertrage der Nationalarbeit, der ſich zwiſchen den ſtädtiſchen und ländlichen Einwohnern jährlich vertheilt, jenen ein größerer Antheil zufällt, als ihnen ſonſt zufiele, und dieſen ein kleinerer Antheil. Da eine Stadt die ihr jährlich vom Lande zugeführten Lebensmittel und Fabrikmaterialien am Ende genommen mit den jährlich von ihr auf das Land ausgeführten Fabrikaten und andern Gütern bezahlt; ſo kauft ſie jene in eben dem Maaße wohlfeiler, als ſie dieſe theurer verkauft. Die ſtädtiſche Betriebſamkeit wird mehr, die ländliche wird minder vortheilhaft.

Das Innungsweſen iſt es nicht allein, wovon die Ueberlegenheit herrührt, die der ſtädtiſche Gewerbfleiß faſt allerwärts in Europa über den ländlichen hat. Viele andere Einrichtungen tragen mit dazu bei. Nichts von den Beſchränkungen zu ſagen, denen der inländiſche Produktenhandel durch Aufkaufverbote und Marktgeſetze, zu Gunſten des Städters und zum Nachtheil des Landmanns, unterworfen iſt, ſind beſonders die hohen Zölle oder gänzlichen Verbote theils der Einfuhr fremder Fabrikwaaren, theils der Ausfuhr einheimiſcher Materialien zu die-

ſem Zwecke ſehr würkſam. Innungsrechte machen es dem Städter möglich, ſeine Preiße zu erhöhen, ohne daß er einen Abgang an Käufern befürchten darf, den ihm die freie Konkurrenz ſeiner Mitbürger zuziehen könnte. Die erwähnten Hemmungen der Ein- und Ausfuhr in dem Verkehr mit der Fremde ſichern ihn auf gleiche Weiſe gegen die Konkurrenz der Fremden. Die durch beides veranlaßte Preißerhöhung bezahlen zuletzt die Grundeigner, Pächter und Arbeiter auf dem Lande; und ſelten haben die Grundeigner, ſelbſt wo ſie es dürften, wie in England, ſich der Errichtung ſolcher Monopole widerſetzt, ſondern ſich einbilden laſſen, das Privatintereſſe der Fabrikanten und Handelsleute, das iſt eines Theils und vollends eines untergeordneten Theils der Nation, ſey das Geſammtintereſſe der ganzen Nation.

Wie ſehr viel vortheilhafter die ſtädtiſche Gewerbſamkeit als die ländliche faſt überall in Europa ſeyn muß, ergiebt ſich aus einer ganz einfachen Bemerkung. Faſt überall in Europa iſt die Anzahl derer, die von kleinen Anfängen an zu großem Vermögen durch Fabriken und Handel, das heißt, durch eigentlich ſtädtiſche Gewerbſamkeit gelangt ſind, über allen Vergleich größer, als die Anzahl

derer, die ein ähnliches Glück durch eigentlich ländliche Gewerbsamkeit, durch Gewinnung roher Produkte, durch Grundmeliorationen und Bodenkultur gemacht haben. In manchem Lande verhält jene Anzahl zu dieser sich vielleicht wie hundert zu eins. Ein träglicher muß also die Gewerbsamkeit, höher muß der Arbeitslohn sowohl als der Verlagsprofit in der einen Lage seyn, als in der andern. Und es ist kein Wunder, wenn unter solchen Umständen Arbeit und Verlag, so viel sie können, sich vom Lande nach den Städten ziehn.

Indessen scheint doch in manchen Ländern und selbst in Großbritannien die städtische Industrie gegenwärtig der ländlichen minder überlegen zu seyn, als ehedem. Der Lohn ländlicher Arbeit kommt dem Lohn der Manufakturarbeit, und der Profit von Verlag bei der Landwirthschaft kommt dem Profit vom Handels- und Manufakturverlag jetzt näher, als es vor jenen hundert und mehr Jahren der Fall war. Diese Veränderung ist die nothwendige, wenn gleich sehr spät Folge von der außerordentlichen Begünstigung, die der städtischen Industrie wiederfährt.

Der in Städten sich anhäufende Verlag

wird mit der Zeit zu groß, als daß er in den eigentlichen ſtädtiſchen Gewerben angelegt noch immer den alten Profit gewähren könnte; weil jene Gewerbe, gleich allen andern, ihre Gränzen haben, und die Verlagszunahme, indem ſie die Konkurrenz vermehrt, nothwendig den Profit ſchmälert.

Durch die Verminderung des ſtädtiſchen Profits wird ſodann Verlag auf das Land hinaus gedrängt, wo er durch Erſchaffung einer neuen Nachfrage nach Landarbeit natürlich den Lohn erhöht. Angelegt auf das Land kommt er dann der Volksklaſſe zum Theil wieder zu gut, auf deren Koſten er urſprünglich in der Stadt angehäuft worden war.

Wird den Perſonen, denen er gehört, durch Geſetze, welche die Veräußerlichkeit des Bodens beſchränken die Erwerbung von Land erſchwert; ſo ergießt er ſich darum nicht weniger doch auf das Land in Darlehnen an die Grundeigenthümer, wie z. B. eine große Maſſe ſolches Verlages, durch den Kanal der landſchaftlichen Kreditvereine ſich in manchen Provinzen des preußiſchen Staats auf das Land ergoſſen hat.

Daß allerwärts in Europa die wichtigſten Landverbeſſerungen von ſolchem Ueberſtröhmen des urſprünglich in den Städten ge-

derer, die ein ähnliches Glück durch eigentlich ländliche Gewerbsamkeit, durch Gewinnung roher Produkte, durch Grundmeliorationen und Bodenkultur gemacht haben. In manchem Lande verhält jene Anzahl zu dieser sich vielleicht wie hundert zu eins. Einträglicher muß also die Gewerbsamkeit, höher muß der Arbeitslohn sowohl als der Verlagsprofit in der einen Lage seyn, als in der andern. Und es ist kein Wunder, wenn unter solchen Umständen Arbeit und Verlag, so viel sie können, sich vom Lande nach den Städten ziehn.

Indessen scheint doch in manchen Ländern und selbst in Großbritannien die städtische Industrie gegenwärtig der ländlichen minder überlegen zu seyn, als ehedem. Der Lohn ländlicher Arbeit kommt dem Lohn der Manufakturarbeit, und der Profit von Verlag bei der Landwirthschaft kommt dem Profit vom Handels- und Manufakturverlag jetzt näher, als es vor jenen hundert und mehr Jahren der Fall war. Diese Veränderung ist die nothwendige, wenn gleich sehr späte Folge von der außerordentlichen Begünstigung, die der städtischen Industrie wiederfährt.

Der in Städten sich anhäufende Verlag

wird mit der Zeit zu groß, als daß er in den eigentlichen ſtädtiſchen Gewerben angelegt noch immer den alten Profit gewähren könnte; weil jene Gewerbe, gleich allen andern, ihre Gränzen haben, und die Verlagszunahme, indem ſie die Konkurrenz vermehrt, nothwendig den Profit ſchmälert.

Durch die Verminderung des ſtädtiſchen Profits wird ſodann Verlag auf das Land hinaus gedrängt, wo er durch Erſchaffung einer neuen Nachfrage nach Landarbeit natürlich den Lohn erhöht. Angelegt auf das Land kommt er dann der Volksklaſſe zum Theil wieder zu gut, auf deren Koſten er urſprünglich in der Stadt angehäuft worden war.

Wird den Perſonen, denen er gehört, durch Geſetze, welche die Veräußerlichkeit des Bodens beſchränken die Erwerbung von Land erſchwert; ſo ergießt er ſich darum nicht weniger doch auf das Land in Darlehnen an die Grundeigenthümer, wie z. B. eine große Maſſe ſolches Verlages, durch den Kanal der landſchaftlichen Kreditvereine ſich in manchen Provinzen des preußiſchen Staats auf das Land ergoſſen hat.

Daß allerwärts in Europa die wichtigſten Landverbeſſerungen von ſolchem Ueberſtröhmen des urſprünglich in den Städten ge-

ſammelten Verlages herrühren; daß dieſer Gang der Dinge, wenn auch manche Nation dabei beträchtlichen Wohlſtand erreicht hat, an ſich langſam, ungewiß, und der natürlichen und vernünftigen Ordnung entgegen iſt; imgleichen was für Umſtände des Mittelalters und was für Vorurtheile neuerer Zeit dieſen verkehrten Gang veranlaßt haben, dieß alles wird im dritten und vierten Buch dieſer Schrift vollſtändig dargelegt werden.

Das Syſtem von Handelsgeſetzen, durch welche die ſtädtiſche Gewerbſamkeit vor der ländlichen faſt überall in Europa begünſtigt wird, iſt ein Werk neuerer Zeit, ausgebildet am erſten in England und dann nachgeahmt in andern Ländern.

Das Innungsweſen dagegen iſt ein Erzeugniß des Mittelalters, entſtanden in mehr als einem Lande, gepflegt am meiſten in Deutſchland, und von da nach dem ſpäter kultivirten Oſten und Norden unſeres Welttheiles verpflanzt. Ein Blick auf ſeine Entſtehung läßt uns ſogleich ſeinen Zweck ſowohl, als ſeine Mittel im Ganzen überſehen.

Als im Mittelalter zu einer Zeit, wo das offene Land noch unter der Anarchie der Grundherren und unter der Sklaverei ihrer Untergeſeßnen erlag, nach und nach Städte

das

das doppelte Recht erhielten, der Selbstregierung, durch eigen gewählte Obrigkeit, und der Selbstbeschützung, durch Ringmauern und Waffengewalt, gewann eben dadurch die Bürgerschaft jeder solchen Stadt die Macht, ihre Gewerbe, die fast allein in Kunstfleiß und Handel bestanden, ganz nach ihrem Wunsche, das heißt, aufs gewinnvollste für sich, einzurichten. In dieser Absicht thaten sich die Bürger, je nachdem sie Eines Gewerbes waren, klassenweise zusammen, und jede Klasse vereinte sich in eine Gesellschaft, die nach Stimmenmehrheit Beschlüsse gültend für alle fassen, und kraft ihrer Autorität die Beobachtung dieser Beschlüsse handhaben sollte. Jede Klasse, so fern ihr gestattet ward, dieß zu thun, hatte nichts dawider, daß alle andere Klassen dasselbe thäten. Und die Obrigkeit entweder vermochte es nicht zu wehren, oder fand ihre Rechnung dabei, wenn sie es geschehen ließ. So kamen Innungen auf, zu deren Errichtung in jenen alten Zeiten in vielen Gegenden von Europa weiter keine Autorität, als die der Stadt, worin sie errichtet wurden, nöthig war. Selbst wenn eine landesherrliche Bestätigung noch hinzukommen mußte, war es bei solchem Vorbehalt mehr auf

Gelderpreſſung von denen, die jene verlangten, als auf die Beſchützung der gemeinſamen Freiheit gegen dergleichen unterdrückende Monopolien angeſehen. Die unmittelbare Aufſicht über alle Innungen und deren Beſchlüſſe war eine Sache der Stadt, zu der ſie gehörten, und alles Recht, ſie in Zucht zu halten, ſchrieb ſich gemeiniglich her nicht vom Landesherrn, ſondern von jener größern Korporation, genannt Bürgerſchaft, von welcher die Innungen nur Theile waren.

Verminderung der Konkurrenz zwiſchen den Meiſtern oder Verlegern, und Vermehrung der Abhängigkeit aller unter ihnen arbeitenden Perſonen iſt im Allgemeinen das doppelte Mittel zu dem Hauptzweck, den jede Innung hat, das ihr zugeeignete Gewerbe für ſich ſo gewinnvoll, als möglich, einzurichten. Jenes erſtere Mittel macht die Einnahme größer, dieß letztere macht die Ausgabe kleiner. Vermindert wird die Konkurrenz der Meiſter oder Verleger, wenn entweder geradezu die Innung für geſchloſſen erklärt, oder die Aufnahme in dieſelbe an koſtſpielige und läſtige Bedingungen geknüpft wird. Vermehrt wird die Abhängigkeit der unter ihnen arbeitenden Perſonen durch Feſt-

ſetzung langer Lehrzeit für die Burſchen, und langer Wanderjahre oder Wartezeit für die Geſellen; nicht zu gedenken mancher anderer Satzungen, wodurch dem Arbeiter die freie Wahl ſeines Lohnherrn verkümmert, oder faſt ganz benommen wird.

Zu dieſem Hauptzwecke kommt bisweilen noch der beſondere Nebenzweck, unter alle Genoſſen einer Innung den Betrieb des ihr zugeeigneten Gewerbes, ſo viel möglich, gleichmäßig zu vertheilen. Dazu dienen die bei mancher Innung vorkommenden Verbote, daß es keinem ihrer Genoſſen erlaubt ſeyn ſoll, über eine beſtimmte Anzahl von Lehrburſchen oder Geſellen auf einmal zu halten, oder mehr als eine beſtimmte Quantität von Waare jährlich zu verfertigen (wie z. B. ehedem in Königsberg kein Glied der Brauherrengilde jährlich über zwanzigmal brauen und jedesmal nur 25 Tonnen ziehen durfte); oder anders als nach einer Reihenfolge ſein Gewerbe zu treiben, wie es bei dem Reihebacken, Reiheſchlachten und Reihefahren mancher Strohmſchiffer-Gilden der Fall iſt.

Einwohnern einer Stadt, da ſie an Einem Orte beiſammen ſind, iſt es ſehr leicht Verabredungen mit einander zu treffen, und

deren Haltung zu bewahren. Selbſt manche der unbedeutendſten Gewerbe findet man daher in einer oder der andern Stadt zünftig; und ſelbſt, wo ſie es nicht ſind, herrſcht unter denen, die ſich damit abgeben, doch der Innungsgeiſt, der ſie oft antreibt, jene freie Konkurrenz, die ſie nicht durch Satzungen verbieten können, durch Einverſtändniſſe zu verhüten.

Die Bewohner des offenen Landes dagegen, zerſtreut in entlegnen Plätzen, können ſich nicht ſo leicht mit einander bereden. Auch ſind nicht nur niemals Zünfte unter ihnen aufgekommen; ſondern es hat auch der Zunftgeiſt niemals unter ihnen vögen waltet.

Man ſage nicht, daß weniger Kenntniß und Geſchicklichkeit zu den ländlichen Gewerben, als zu den ſtädtiſchen gehöre, und darum ein zunftmäßiges Auslernen dieſer letztern nothwendig ſey. Nächſt den ſchönen Künſten und gelehrten Profeſſionen giebt es wohl kein Gewerbe, welches eine größere Mannigfaltigkeit von Kenntniß und Erfahrung erfodert, als die Landwirthſchaft. Das beweiſen ſchon die zahlloſen Schriften, die darüber bei den weiſeſten und gelehrteſten Nationen aller Zeiten erſchienen ſind: woge-

gen es wohl kaum eins der gemeinen Handwerke giebt, deſſen ſämmtliche Operationen ſich nicht auf wenigen Blättern ſo vollſtändig und deutlich erklären ließen, als es Worte mit Figuren erläutert nur immer vermögen.

Ueberdem fodert die Wahl und Reihenfolge der landwirthſchaftlichen Operationen, die mit jedem Witterungswechſel ſowohl, als mit vielen andern Zufällen ſich ändern, weit mehr Verſtand und Einſicht, als zu den handwerklichen nöthig iſt, die faſt immer dieſelben ſind. Ja, nicht bloß die Anordnung der Wirthſchaftsgeſchäfte im Ganzen, ſondern ſelbſt die Ausführung mancher gemeinen ländlichen Arbeit fodert mehr Nachdenken und Erfahrung, als die meiſten Handwerksarbeiten. Denn dieſe werden mit Werkzeugen und an Materialien verrichtet, die beide faſt immer dieſelben ſind; ſtatt daß der Landarbeiter, z. B. der Pflüger, bei ſeiner Arbeit zu thun hat mit lebendigen Thieren, die an Gemüthsart, Stärke und Geſundheit oft ſehr verſchieden ſind, und mit dem Acker, der, urſprünglich ſowohl, als der Witterung nach, von ſehr ungleicher Beſchaffenheit iſt.

An Manieren des Benehmens und Spre-

chens steht der Ladarbeiter freilich dem städtischen Handwerker nach. Aber gewohnt auf eine größere Mannigfaltigkeit von Dingen zu merken, ist er diesem, der oft von Morgen bis Abend nur ein Paar einfache Operationen zu wiederholen hat, insgemein sehr überlegen. Auch weiß das jeder recht gut, der irgend aus Neugier, oder in Geschäften, viel mit den untern Klassen auf dem Lande sowohl, als in der Stadt umgegangen ist. Wahrscheinlich würde überall, wie in Hindostan und China, der Landarbeiter an Lohn und Rang über die meisten Handwerks- und Manufakturarbeiter gehen, verhinderten es nicht Zunftgesetze.

Zur bessern Regierung der Gewerbe ist das Innungswesen nicht nöthig. Die kräftigste Zucht und Aufsicht über einen Werkmann ist nicht von seinen Innungsgenossen zu erwarten, sondern allein von seinen Kunden. Die Furcht, diese zu verlieren, ist es, was ihn am wirksamsten von Betrügereien und Nachläßigkeit abhalten kann. Die Kraft dieser Zucht aber wird nothwendig durch das Innungswesen geschwächt, indem durch dasselbe dieser oder jener Klasse von Werkleuten Beschäftigung zugesichert wird, sie mögen sich gut oder schlecht benehmen. Eben daher

kommt es, daß in mancher anſehnlichen Stadt unter den Zunftgenoſſen ſelbſt der nothwendigſten Gewerbe kein tüchtiger Werkmann zu finden iſt. Wer etwas Gutes gemacht bekommen will, muß es in den Vorſtädten, wo der unzünftige Werkmann ſich auf nichts als auf die Güte ſeiner Arbeit zu verlaſſen hat, machen laſſen, und dann in die Stadt einzuſchleichen ſuchen. Was aber ſolche Betrügereien betrift, dergleichen von einem gewöhnlichen Kundmann oder Käufer nicht leicht entdeckt werden können; ſo ſind zu deren Verhütung ganz andere Mittel nöthig, als Zunftgeſetze; wie ſich ſchon daraus abnehmen läßt, daß, trotz aller Zunftgeſetze der Silberarbeiter und Weber, die Polizei dennoch Marken auf Silberzeug und Schauzeichen an gewiſſen Weberwaaren faſt überall zur Sicherung des Publikums für nöthig hält.

Aber nicht bloß unnöthig iſt das Innungsweſen; es iſt auch ungerecht. Das Eigenthum, das jeder Menſch an ſeiner eignen Arbeit hat, iſt der urſprüngliche Grund von allem andern Eigenthum, und ſollte daher heilig und unverletzlich ſeyn. In der Kraft und Geſchicklichkeit ſeiner Hände beſteht eines armen Mannes Hab' und Gut; und ihn hindern, daß er dieſe Kraft und Geſchicklich-

keit nicht nach ſeinem Willen, ohne Beleidigung ſeines Nachbarn, ſoll brauchen dürfen, iſt eine klare Verletzung dieſes heiligen Eigenthums. Zugleich aber iſt es ein offenbarer Eingriff in die natürliche Freiheit derer, die einen ſolchen Mann brauchen wollten. Indem ihm verwehrt wird, ſo zu arbeiten, wie er es für gut findet, wird zugleich Andern verwehrt, denjenigen für ſich arbeiten zu laſſen, den ſie nun einmal haben wollen. Ob er zu der Arbeit tauge, das kann man dem Urtheil ſeiner Beſchäftiger, welche dieſer Umſtand mehr, als ſonſt irgend Jemanden intereſſirt, unbedenklich überlaſſen.

Aber wie überwiegend auch immer dieſe Gründe ſeyn mögen, Gewerbe, die noch frei ſind, keinem Innungszwange zu unterwerfen; ſo reichen ſie doch keineswegs hin, wo nun einmal eine Innung beſteht, den Genoſſen derſelben ihr wohlerworbnes Recht durch eigenmächtige Anordnungen zu entreißen. Nur mit ihrer Einwilligung, auf die ſich in mehr denn einem Fall rechnen läßt, und nur gegen Erſatz für das, was ihre Abtretungen wirklich werth ſind, dürfen ihre Ausſchließungsrechte, ſo weit es in der That Rechte und nicht unbefugte Anmaaßungen

der Mißbräuche sind, dem allgemeinen Nationalintereſſe zu gut aufgehoben werden.

So viel über die Einrichtungen, durch welche, indem sie die Konkurrenz in manchen Gewerben auf eine kleinere Anzahl beſchränken, als ſonſt wohl ſich damit abgeben möchte, eine wichtige Ungleichheit in dem Ganzen der Vortheile und Nachtheile der verſchiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen verurſacht wird.

Eine andere Ungleichheit von entgegengeſetzter Art bringen ſolche Einrichtungen hervor, welche die Konkurrenz in manchen Gewerben größer machen, als ſie ſonſt natürlicherweiſe ſeyn würde. Zwei Arten von dieſen Einrichtungen ſcheinen erwähnenswerth vor andern.

Wenn die Koſten der Erziehung zu einem gewiſſen Beruf nicht von dem Zöglinge ſelbſt, ſondern ganz oder zum Theil vom Publikum getragen werden; ſo wird der Lohn, der ſolchen Zöglingen dereinſt für Arbeiten ihres Berufs zu Theil wird, niederiger ſeyn können, als er nach der Natur dieſer Arbeiten ſeyn müßte, wenn die zu derſelben erforderlichen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten Niemand anders, als auf eigne Koſten, erwerben könnte.

Fast in der ganzen christlichen Welt wird die Erziehung der Theologen durch mancherlei milde Stiftungen, wie Freitische, freien Lehrunterricht, Stipendien und dergleichen, mehr oder weniger erleichtert. Die Anzahl der Theologen, die lediglich auf ihre eigne Kosten ihre Studien vollenden, ist, zumal in England und den katholischen Ländern, sehr klein. Natürlich werden durch jene milden Anstalten viel mehrere Jünglinge zu jenem Beruf angelockt, als sonst daran denken könnten, sich demselben zu widmen. Den wenigen, welche sich gänzlich auf eigne Kosten gebildet haben, wird daher für ihre lange theure Erziehung nicht immer eine angemeßne Vergeltung zu Theil, wegen des Gedränges der vielen andern, die, um unterzukommen, mit einer weit geringern Belohnung vorlieb nehmen, als sie in Betracht einer solchen Erziehung sonst mit Recht fodern könnten. Auf diese Weise fällt, durch die Konkurrenz der Armen, die Vergeltung der Reichen weg.

In dem temporären Kontrakt, den ein römisch-katholischer Pfarrer mit seinem Kaplan, oder ein englischer mit seinem Curate schließt, erscheint der nackte Lohn für die kirchlichen Verrichtungen, die dem Pfarrer

iegen, die aber an ſeiner Statt, von ſol-
n geweihten Kandidaten ohne Pfarre,
annt Kaplan oder Curate, verſehen werden.
an nimmt z. B. in Weſtpreußen, mancher
niſch-katholiſche Kaplan mit einem jährli-
n Einkommen von ſiebzig Thalern, neben
ier Station vorlieb; *) und mancher Cu-
e in England bekommt von ſeinem Pfar-
kaum zwanzig Pfund Sterling des Jah-
. Ein Schloſſergeſell erhält in Königs-
g bei freier Station wöchentlich bis an-
rthalb Thaler an Lohn, und kann es alſo,
nn er immer beſchäftigt iſt, jährlich über
bzig Thaler bringen: und mancher Schu-
rgeſell in London verdient des Jahres bis
erzig Pfund Sterling. Einen Kaplan
er Curate mit einem Handwerksgeſellen zu
rgleichen, iſt unanſtändig; aber ihre Be-
hlung iſt von ganz ähnlicher Natur, in-

*) Von zwei weſtpreußiſchen Kaplänen deren Einkommen ich zu erfahren Gelegenheit gehabt, bekam der eine 33⅓, der andere 40 Thaler Gehalt, neben freier Station, die von ziemlich gemeiner Art iſt. Mit dem Antheil, den ihnen an den Stolgebühren der abweſende Pfarrer läßt, beläuft ſich ihr baares Einkommen jährlich höchſtens auf 70 bis 80 Thaler. Dieſe beiden Stellen ſcheinen eben nicht die ſchlechteſten zu ſeyn.

dem ein Kaplan oder Curate ganz eigentlich als ein Pfarrgeſell anzuſehen iſt.

Freilich giebt ſolchen Stellvertretern die Pfarrers die Achtung, deren der geiſtliche Stand genießt, einigen Erſatz für ihren kleinen Geldlohn; an welcher Achtung es nicht fehlt, da die Ehre der Kirche durch die großen Pfründen und Würden in der katholiſchen Welt und in England empor gehalten wird. Würklich iſt die Lotterie des geiſtlichen Standes in England und in der katholiſchen Welt weit vortheilhafter, als ſie zu ſeyn braucht, um eine hinlängliche Anzahl von gelehrten und achtungswürdigen Menſchen zu dieſem Stande anzulocken. Das Exempel der proteſtantiſchen Kirchen beweiſet, daß, in einer ſo ehrenvollen Berufsart wo Bildung ſo leicht erlangt wird, die Ausſicht auf weit mäßigere Verſorgungen zu jenem Zwecke ſchon hinreicht.

Wenn für einen Beruf, bei welchem es keine Pfründen giebt, wie für den Beruf des Juriſten oder Arztes, verhältnißmäßig eben ſo viele Perſonen, als für den geiſtlichen Stand auf öffentliche Koſten erzogen würden; ſo würde die Konkurrenz in ſolchem Beruf bald ſo zunehmen, daß ſeine Vergeltung gar ſehr herabſinken müßte. Eltern

den alsdann nicht der Mühe werth, ihre
hne zu solchem Beruf auf eigne Kosten
erziehen. Er bliebe daher gänzlich sol-
t Personen überlassen, die jenen öffentli-
t milden Anstalten ihre Erziehung zu
ken hätten, und die durch ihre Menge,
Dürftigkeit genöthiget seyn würden, sich
einer elenden Vergeltung zu begnügen.
Ziemlich genau in eben der Lage, worin
isten und Aerzte, unter obiger Voraus-
ung seyn würden, befindet sich jener un-
ehmde Schlag von Menschen, die man
Frankreich gens de lettres, in Deutsch-
) Gelehrte schlechthin, oder auch Lit-
aten nennt. In jeder Gegend von Eu-
a besteht der größere Theil von ihnen aus
rsonen, die für den geistlichen Stand be-
nmt gewesen sind. Sie haben insgemein
öffentliche Kosten durch Hülfe milder
istungen und Stipendien studirt, und sind
rall so zahlreich, daß durch ihre Konkur-
z der Preiß ihrer Arbeit auf eine sehr
gliche Vergeltung herabgebracht wird. Ein
eil von ihnen verliert sich in andern Er-
rben. Die übrigen haben nur zwei Wege
sich, mit ihren Kenntnissen und Talen-
etwas zu verdienen: die Schriftstel-
rei und das Lehrgeschäft.

Vor Erfindung der Buchdruckerkunst
ihnen der letztre Weg allein offen
und das Lehrgeschäft in öffentlichen Sc
und Privathäusern weit weniger ausg
tet war, als jetzt, nährte sich ein g
Theil solcher Litteraten von Allmosen,
die Häupter der Universitäten scheinen
ihren Studenten förmlich Erlaubniß
zum Betteln ertheilt zu haben. Jetzt
sich ein Theil der dürftigen Litteraten
Schriftstellerei; wodurch denn doch bei
Lehrgewerbe die Konkurrenz etwas ve
dert wird. Indessen ist sie noch immer
und eben darum, weil das Gedränge
solchen mehr oder weniger auf öffentlich
sten gebildeten Litteraten nach Hausinf
tor: und Schullehrer: und akademischen
centenstellen so groß ist, fällt ihre V
tung nach Verhältniß des Werths ihre
heit so klein aus, und es steht z. B
Vergeltung eines akademischen Privatlel
mit der Vergeltung eines Sachwalters
Arztes, selbst wenn jener zu seinem V
nicht nur eben so viel Zeit und Mühe
wandt hat, sondern auch eben so viel
und Kenntniß braucht, als einer von d
in keiner Proportion.

Freilich kann es anders seyn, wenn

s z. B. in Königsberg der Fall iſt, an den kademiſchen milden Stiftungen die ſtudirenen Juriſten und Mediciner eben ſo gut Anheil nehmen, als die Theologen. Werden ann vollends im Laufe der Zeit die Amtsinkünfte der Juſtizſtellen vermehrt, oder ch nur gegen das Sinken des Silbererths durch nominale Zulagen geſichert, ährend die Amtseinkünfte der Lehrſtellen em Nahmen nach dieſelben bleiben; ſo muß as Verhältniß zwiſchen der Anzahl der Stuirenden, die auf jene und die auf dieſe Stellen ausgehen, ſich durchaus ändern: ſo ie auch in Königsberg, wo auch noch anere Urſachen eine Zeitlang mit dazu beitruen, würklich geſchehen iſt.

In alten Zeiten, als es noch keine ſolche nilde Stiftungen gab, durch deren Hülfe ürftiger Leute Kinder zum Lehrerberuf gebildet wurden, pflegte die Vergeltung ausgezeichneter Lehrer ſehr anſehnlich zu ſeyn. So z. B. empfing Iſokrates in Athen von edem ſeiner Lehrlinge, deren er, wie erzählt wird, hundert hatte, für den Unterricht in der Redekunſt ein Honorar von zwei Hundert Thalern, und folglich, wenn man jene Erzählung ſo verſteht, daß er die Hundert Lehrlinge auf einmal gehabt habe, für das,

was man ein Kollegium oder einen Kurs von Vorlesungen nennt, zwanzig Taus Thaler.

Die Veränderung, die in diesem Ver vorgegangen ist, gereicht im Ganzen d Publikum wohl eher zum Vortheil. D geringe Vergeltung der Lehrarbeit setzt si sich den Lehrstand dem Range nach ein herab; aber die Wohlfeilheit litterarisc Ausbildung ist gewiß ein Vortheil, der: nes kleine Uebel weit überwiegt. Auch m te sie für das Publikum von noch gröss Nutzen seyn, wenn jene auf Stiftungen ruhenden Lehr- und Erziehungsanstal dergleichen das klassische Alterthum m kannte, vernünftiger eingerichtet wären, (sie es anjetzt in dem größern Theile v Europa und besonders in England sind.

Mehr als eine Aehnlichkeit hat in wirthschaftlichem Betracht die jetzige militä sche Hierarchie manches protestantischen L des mit der ehemaligen ekklesiastischen vor Kirchenreformation. Zu diesen ähnlichen E gen gehört auch die Stiftung von Cadet häusern, und andern militärischen Bildung anstalten. Sofern auf solche Weise eine m unbeträchtliche Anzahl von Kindern arm Edelleute zum Kriegsdienst auf öffentli

Kos

ossen erzogen wird, macht die dadurch ver-
hrte Konkurrenz es möglich, daß die
ubalternofficierstellen, ohne Nachtheil ihrer
esetzung, mit sehr geringem Gehalt ver-
üpft seyn können; zumal wenn die Lotterie
s Kriegsdienstes sonst vortheilhaft ge-
g ist, um eine hinlängliche Anzahl von
rsonen anzulocken, ihr Glück darin zu
suchen; das heißt, wenn die höhern Offi-
erstellen mit sehr starken Einkünften ver-
üpft sind.

Selbst die Entbindung von irgend einer
ligen Obliegenheit, wenn der Staat sie
vissen Arbeitern bewilligt, strebt die Kon-
rrenz solcher Arbeiter zu verstärken und
en Lohn zu erniedrigen, indem ein Unge-
ch weniger eben so gut ist, als ein Vor-
il mehr. So z. B. trägt die Befreiung
m Kriegsdienste, die den Arbeitern bei
n Leinenmanufakturen im schlesischen Ge-
ge, wenn gleich nicht unbedingt zugesagt
, doch würklich gewährt wird, unfehlbar
r Vermehrung derselben und zur Ernie-
igung ihres Lohnes bei. Eine ähnliche
efreiung, den um die preußischen Haffe
umwohnenden Fischerfamilien gewährt,
rde den Rhedern der hiesigen Seestädte
ien beträchtlichen Zuwachs von treuern Ma-

troſen ſchaffen, als die fremden ſind, ſie ſich jetzt bedienen müſſen, währe nicht geringe Anzahl jener Eingebohrn Furcht vor dem Militär nach unſern nicht zurückkehrt, ſondern im Auslande

Wenn ein gewiſſer Manufakturzw der Art begünſtigt wird, daß den Meiſtern Zinsfreie Vorſchüſſe an M oder an Gelde gereicht werden, wie i Preußiſchen mit den Wollmagazinen, Berlin mit dem Seidenbüreau der F ſo werden ſolche Meiſter ſich mit ein ringern Profit begnügen können, un der durch ſolche Wohlthat vergrößerter kurrenz auch wohl müſſen, als es möglich wäre. Das kann ſo weit daß große Fabrikunternehmer, ſo fern nicht auch ſolche Wohlthat zu Theil die Konkurrenz der armen Meiſter nich halten können; ungeachtet jene mittelſt vortheilhaftern Maſchinerie und zwec gern Theilung der Arbeit die Waare und wohlfeiler zu liefern im Stand würden, fände nicht jenes Hinderniß

Auch an ſolchen Einrichtungen fe in Europa nicht, die den freien Umla Arbeit und des Verlages ſowohl von Anwendung zur andern, als von einem

um andern hemmen, und eben dadurch eine
i manchen Fällen ſehr ſchlimme Ungleich-
eit im Ganzen der Vortheile und Nach-
eile bei den verſchiednen Arbeits- und Ver-
gsanwendungen, verurſachen.

Die Geſetze, wodurch einer jeden der ver-
hiednen Zünfte eine gewiſſe Gattung von
rbeit ausſchließlich zugeeignet wird, hin-
rn den freien Umlauf der Arbeit von ei-
r Anwendung zur andern ſogar an dem-
lben Wohnort; die Vorrechte geſchloßner
nnungen hindern ihn von einem Ort zum
dern, ſogar in demſelben Gewerbe. Es
ſt ſich oft, daß, während das eine Ge-
rbe eine ſteigende Nachfrage gewinnt, und
her hohen Lohn gewährt, das andere in
tockung geräth, und ſeinen Arbeitern kaum
s Leben friſtet. Beide können in benach-
rten Orten, oder in derſelben Stadt, und
n ſo verwandter Natur ſeyn, daß die Ar-
iter des einen ſich ſehr leicht in die Arbeit
s andern finden würden, wie es z. B. der
ll mit den mancherlei Webereien, oder
letall- oder Lederarbeiten iſt; und doch kön-
n ſie, wenn jedes einer beſondern Zunft
gehört, einander nicht aushelfen.

Die in den meiſten Gegenden des öſtli-

chen Europa noch immerfort beſtehend
freiheit, oder wie man ſie im Preuß
nennt, Erbunterthänigkeit eines großen
les der Landleute führt eine der ſchlim
Hemmungen des Umlaufs der Arbeit
einem Ort zum andern mit ſich. Inde
unfreie Landvolk auf dem Fleck, wo
bohren iſt, feſtgehalten werden darf,
auf manchem Gut ein drückender M
an Händen ſeyn, während auf einen
dern eine Fülle von Menſchen iſt, ohn
dieſe jenem Mangel abhelfen oder über
wenn irgendwo, ſelbſt in der Nähe,
dringendſte Begehr nach Händen vo
ſolches für ſich benutzen dürfen. Ihr H
herr kann ihnen das verwehren.

Auch gehört hieher die in ma
Staat beſtehende Einrichtung, nach w
ſelbſt von der freigebohrnen Landjugend
mand anders, als auf ausdrückliche E
niß, nach einer Stadt gehen darf, u
dort von gemeiner Arbeit zu nähren
einem zünftigen Gewerbe zu widmen:
Zwang, der angeblich einen Mangel a
beitern auf dem Lande verhüten ſoll,
lich aber den Zweck hat, die Arbeite
Annahme eines geringern Lohns, als

rbeit werth iſt, zu nöthigen, und ſonach e Grundeigner und Pächter auf Koſten der rmen Arbeiterklaſſe zu bereichern.

Selbſt in dem freien England führt das eſetz, nach welchem jedes Kirchſpiel ſeine gene Armen zu verſorgen verpflichtet iſt, n beträchtliches Hinderniß des Ueberganges r Arbeit von einem Platze zum andern mit h. Ein Kirchſpiel verſtattet einem Manne, mal einem verheiratheten, der bisher ſeine eimath in einem andern Kirchſpiel hatte, ſ ſich keine Anſiedelung, wofern er nicht n Certifikat mitbringt, kraft deſſen ihn, enn er hülflos wird, das Kirchſpiel, aus m er herkommt, verſorgen muß; und ein ches Certifikat erlangt er nicht leicht, weil e, welche es ihm zu geben haben, fürchten üſſen, daß ſie ihn wohl noch eher, wenn er egzieht, als wenn er daheim bleibt, zu verſor n bekommen werden. So kann alſo durch erweigerung eines ſolchen Certifikats ein ann in dem Kirchſpiel, wo er das Schickſal habt, eine ſogenannte Heimat zu erwerben, r immer gleichſam gefangen gehalten wer n, wie unbequem es auch für ihn ſeyn ag, an dem Ort zu bleiben, oder welchen ortheil er ſich auch verſprechen könnte, enn er anderswo lebte.

Alles was den freien Umlauf der von einer Anwendung zur andern h das hemmt auch den des Verlages; we lag nur durch Arbeit benützt werden und die Quantität von Verlag, die ein Gewerbzweig aufnimmt, gar seh der Quantität Arbeit abhängt, die i Anwendung findet.

Wenn in einer Handelsstadt das besteht, daß jeder Bürgerkaufmann b langung des Bürgerrechts sich für ein stimmten Handelszweig erklären muß den er beschränkt wird, und den er einen andern nur kraft einer dazu bes erlangten Berechtigung, und mit V auf jenen ersteren, vertauschen darf; den die Profite in den verschiedenen delszweigen einer solchen Stadt ung seyn können, als sie sonst wären, wenn den Umlauf des Verlages von einer A dung zur andern hemmte.

Wenn Abschoßrechte zwischen Pro oder wohl gar Gerichtsbarkeiten eine desselben Landes bestehen, so daß, w nen Wohnsitz von einer nach der ander legt, da, wo er auszieht, einen Th nes-Vermögens abgeben muß; so wird manchem Fall die Verlagsprofite in der

von ſolchen Provinzen und Ortſchaften gegen die in der andern ungleicher ſeyn könnten, als ſie ſonſt wohl ſeyn würden, wenn den Verlagsumlauf von einem Orte zum andern kein Abſchoß hemmte.

Wird durch Einrichtungen, die den freien Verlagsumlauf hemmen, der Eigner eines Kapitals gehindert, daſſelbe zu einer Anwendung zu benutzen, die ihm beſonders gewinnhaft vorkommt; ſo kann er doch noch ſtets ſich einen Antheil an dem Gewinn ſolcher Anwendung ſchaffen, indem er denen, die dazu berechtigt ſind, entweder ſeinen Verlag a conto meta und gegen andere dergleichen vortheilhafte Bedingungen anvertraut, oder ihnen ihr Recht gleichſam abmiethet; ſo daß er es unter ihrem Nahmen ausübt. Auf ſolche Weiſe werden z. B. in Preußen oftmals jüdiſche Kapitalien in ſolchen Gewerben angelegt, die dem chriſtlichen Kaufmann ausſchließlich vorbehalten ſind. Dagegen wer durch Einrichtungen, die den freien Arbeitsumlauf hemmen, von einer gewiſſen Anwendungsart der Arbeit ausgeſchloſſen iſt, dem bleibt keine Möglichkeit übrig, ſich irgend einen Antheil an dem hohen Lohn, den ſolche Anwendung manchmal gewährt, zu verſchaffen. In dieſem Betracht ſind Ein-

richtungen von dieſer letztern Art drückender, als die von jener erſten, und können eine größere Ungleichheit im Arbeitslohn verurſachen, als jene im Verlagsprofit.

Jede der bisher betrachteten dreierlei poſitiven Einrichtungen, indem ſie das Ganze der natürlichen Vortheile und Nachtheile gewiſſer Arbeiten und Gewerbe ändert, giebt eben dadurch Anlaß, daß die Geldlöhne ſolcher Arbeiten, und die Geldprofite ſolcher Gewerbe ſich ändern. Aber auch bei dieſen Aenderungen ſtrebt allemal ein Gleichtgewicht ſich einzuſtellen; und vorausgeſetzt, jene Arbeiten und Gewerbe ſeyen wohlbekannt, und die Konkurrenz habe Zeit genug, hinzuzuſtröhmen oder abzufließen, wie ſie es ihrem Intereſſe gemäß will, ſo ſtellt ſich das Gleichgewicht würklich ein.

Denn je höher, kraft der Innungsvorrechte, der Lohn und Profit der Arbeiter und Verleger, die ſolcher Rechte genießen, ſteigt, deſto mehr nimmt die Anzahl ſolcher Arbeiter und Verleger zu; und mit ihrer Vermehrung muß ihr Lohn und Profit herunter gehn. So iſt es in ungeſchloßnen Innungen. In geſchloßnen aber, je höher der Profit ſteigt, deſto höher ſteigt auch das Abſtandsgeld oder der Kaufpreiß.

lchen Innungen verknüpften ſogenannten
Gerechtigkeiten; und deſto mehr vermindert
ich alſo jener Profit.

In beidem Betracht kann es ſich treffen,
aß den Arbeitern und Verlegern, ſofern
urch Sperrung des Arbeitsumlaufs der
ohn einer gewiſſen Art Arbeit, wie z. B.
urch Unfreiheit des Landvolks der Lohn der
andarbeit unter ſeinen natürlichen Richt-
and herabgedrückt wird, ſtrebt nicht nur
ie Arbeit ſelbſt dem ſchlechten Lohne ge-
näß ſchlecht zu werden; ſondern auch die
Arbeiterzahl ſtockt, und nimmt wohl gar
b, bis der Lohn ſeinen Richtſtand mit den
ohnen der andern Arten von Arbeit er-
eicht.

Aber dieß künſtliche Gleichgewicht, wel-
hes bei den vorher betrachteten poſitiven
Einrichtungen ſich einzuſtellen ſtrebt, erfolgt
angſamer, und bleibt in mehrern Fällen
us, als das natürliche, bei der Abweſenheit
olcher Einrichtungen, erfolgen oder ausblei-
en würde.

Vorausgeſetzt, daß ſolchergeſtalt unter al-
en Umſtänden die verſchiednen Berufs- und
Gewerbsarten, was das Ganze ihrer Vor-
heile und Nachtheile betrift, unabläßig zum
Gleichgewicht hinſtreben; ſo wird man, wenn

man anhaltend die Konkurrenz in einer rufs- oder Gewerbsart ſich vermindern, in einer andern ſich vermehren ſiehet, daraus ſchließen können, daß dann Gleichgewicht fehlt. Und es fehlt entw weil das Gleichgewicht in der einen ſchale zugenommen, oder weil das in de dern abgenommen hat, oder weil beide gleich geſchehen iſt.

In jedem Fall, wo es darauf ankom die mangelnde Konkurrenz bei der einen rufs- und Gewerbsart, oder die zu mende bei der andern zu erklären, muß alle jene drei Urſachen einer Störung Gleichgewichts zuſammen in Betracht zi wenn man nicht einſeitig, und eben da falſch urtheilen will. Geſetzt, es ſey zu e gewiſſen Beruf die erforderliche Menſchen nicht ohne Zwang zu haben, wie es z mit dem gemeinen Soldatendienſt faſt all der Fall iſt; ſo iſt ſchon durch den Zu bewieſen, daß dieſer Beruf nach ſeinen theilen und Nachtheilen im Ganzen i dem allgemeinen Richtſtande ſteht. daraus folgt nicht, daß der Beruf, von chem die Menſchen zu jenem überzugehen geneigt ſind, allemal über oder auch nur jenem Richtſtande ſtehe, er kann eben

unter demſelben ſeyn, (wie es mit dem Beruf der unfreien Landarbeiter in ſo manchem Lande gewiß der Fall iſt, die gleichwohl den Soldatendienſt gern verbäten;) genug, wenn er minder tief als dieſer ſteht.

Geſetzt dagegen, es fände ſich ein gewaltiges Gedränge von Konkurrenten bei gewiſſen Berufsarten, wie es ſich z. B. in unſerm Lande bei faſt allen öffentlichen Dienſtſtellen findet; ſo iſt, trotz alles Klagens der Dienſtleute über ihre geringen Gehalte, die freilich mit dem ſinkenden Silberwerth mitſinken, das Uebergewicht ſolcher Stellen nach dem Ganzen ihrer Vortheile und Nachtheile betrachtet über die andern Berufsarten, von welchen die Konkurrenz ſich dorthin wendet, eben durch jenes Gedränge klar entſchieden. Aber die Urſache davon muß man nicht bloß in den Dienſtſtellen, ſondern auch in den andern Berufsarten ſuchen.

Ohne Zweifel wird, in vielen Dienſtſtellen ſelbſt von mittlerm und niedrigerm Range, die Arbeit, wie der Dienſtmann ſie würklich leiſtet, vollends vielleicht bei der Nebenhülfe, die er von Expektanten hat, über ihren Werth vergolten, wenn man den Umſtand, daß die Vergeltung immerwährend iſt, bedenkt, und zu dieſer, außer dem Gehalt,

und den Nebeneinkünften, auch noch die Vortheile an Achtung, an Einfluß, an Aussicht auf weitere Beförderung, oder auf Gnadengeld im Alter, rechnet. Aber unfehlbar rührt jenes Gedränge mit davon her, daß auf Seiten der übrigen Berufs- und Gewerbsarten, wenn man sie nach dem Grade ihrer Vortheile und Nachtheile mit den Dienststellen vergleicht, ein Uebergewicht eingetreten ist.

Für den sich immer mehr verfeinernden Mittelstand werden Handwerke und Manufakturen, in denen noch Zwang der Lehrjahre, verbunden mit häuslicher Dienstbarkeit der Lehrburschen, besteht, immer abschreckender. Und indem des wohlhabenden Handwerkers Söhne sich nach oben, zumal nach dem Herrenstande der Officianten drängen, und von des Officianten Söhnen keiner zu den Handwerken heruntergeht, bleibt der Handwerksstand verhältnißmäßig in der Kultur zurück, und wird eben dadurch immer weniger einladend. Ueberdem kann es mit den Manufakturen in manchem Lande nicht weit gehen, weil es ihnen an der Hauptbasis fehlt, nehmlich an der großen Kundschaft eines freien wohlhabenden Landvolks: ein Umstand, den man bei so vielen

künſtlichen Mitteln, wodurch die Manufakturen befördert werden ſollen, vergiſt, oder, vielmehr, wo Zwingherrn Einfluß auf die Geſetzgebung haben, abſichtlich verſchweigt. Der Handelsſtand aber iſt, zumal in ſeinen untern Zweigen ſchon zu ſehr überfüllt, als daß er noch mehrere von denen, die ſich jetzt nach Dienſtſtellen drängen, in ſich aufnehmen könnte. Und endlich die Landwirthſchaft kann auch nicht viele aufnehmen, ſo lange, wegen der Menge von Domänen, und wegen der beſchränkten Veräußerlichkeit ſehr vieler, ſo wie wegen der erſchwerten Theilbarkeit faſt aller Ländereien, die Erwerbung von Bodeneigenthum zu wenig vortheilhaft iſt; indem bei der großen Konkurrenz von Käufern, und bei der geringen Quantität von verkäuflichem Lande, der Preiß deſſelben zu hoch ſteigt, als daß der darauf gewandte Verlag einen gehörigen Profit gewähren könnte.

Es ſcheint auf alle Weiſe rathſam der Jugend aus den Mittelſtänden, die ſich jetzt ſo wild nach Dienſtſtellen drängt, andre Auswege zu ihrem Fortkommen zu eröfnen. Und es giebt keinen wohlthätigern, als wenn ihr die Erwerbung von Bodeneigenthum

durch Minderung der eben erwähnten Hinderniſſe erleichtert würde.

Geſetzgeber haben öfters verſucht, die Löhne der Arbeiter in den verſchiednen Gewerben an beſtimmte Sätze zu binden. Nichts von Preußen zu ſagen, hat man dieß ehedem in England vielfältig verſucht; und noch jetzt beſteht daſelbſt ein Geſetz, das bei harter Strafe den Lohn der Schneidergeſellen beſtimmt.

So oft die Obrigkeit über das Verhältniß zwiſchen Lohnherrn und deren Werkleuten auf Veranlaſſung eines unter ihnen obwaltenden Streits eine Verordnung macht, ſind ihre Rathgeber allemal die Lohnherren. Fällt daher die Verordnung günſtig für die Werkleute aus, wie z. B. das engliſche Geſetz, nach welchem den Werkleuten ihr Lohn nicht in Waaren, wie ſonſt öfters geſchah, ſondern in Geld bezahlt werden muß; ſo iſt ſie jederzeit billig und gerecht: aber nicht immer iſt ſie es, wenn ſie für die Lohnherrn oder Meiſter günſtig ausfällt. Gewöhnlich ſchließen dieſe bei den häufigen Abreden, die ſie wegen Herabſetzung des Lohnes ihrer Werkleute mit einander nehmen, ein Bündniß, daß, wer mehr als einen gewiſſen Lohn giebt, in eine Geldbuße verfallen ſoll. Ein

zen die Werkleute ein entgegengesetztes Bündniß mit einander ein, daß wer einen gewissen Lohn annimmt, in eine gewisse Geldbuße verfallen soll; so würde die Polizei sie dafür strenge bestrafen: und wäre die Polizei nicht partheiisch; so verführe sie mit dem Lohnherrn auf dieselbe Weise.

Die Klagen der Werkleute, daß eine Festsetzung des Lohnes den geschicktesten und emsigsten unter ihnen auf gleichen Fuß mit dem gewöhnlichen Werkmann stelle, scheinen vollkommen gegründet zu seyn, wobei natürlich aller Wetteifer sowohl als Erfindsamkeit erlöschen muß.

In alten Zeiten war es auch allerwärts üblich, durch Taxpreiße der Lebensmittel und andrer Güter die Profite der damit handelnden Gewerkleute zu reguliren. In England kennt man nur noch Bäckertaxen, statt daß in den meisten andern Ländern die städtische Polizei neben den Bäckern, auch die Fleischer, Bierbrauer und Höcker an Taxpreiße bindet. Wo diese Gewerbe auf Innungen, und vollends auf geschloßne beschränkt sind; da mag es rathsam seyn, die Preiße der ersten Lebensbedürfnisse zu reguliren; obgleich eben der Innungsgeist, der solche Regulative rathsam macht, sie auch

wieder zu vereiteln, und entweder durch Z
züge am Maaß und Gewicht der Waare
oder durch Verringerung ihrer Qualität
Taxpreiße zu umgehen weiß. Wo es al
keine Innung giebt, da wird die Konk
renz den Preiß jener Lebensbedürfnisse bes
reguliren, als es irgend eine Polizei
vermag.

Die Proportion zwischen den verschiedn
Sätzen des Lohnes und Profits in den v
schiednen Arbeits- und Verlagsanwendung
wird durch die bisher erklärten Ursachen d
gestalt bestimmt, daß sie mit der Bereic
rung oder Verarmung, mit dem fortschr
tenden, sich gleichbleibenden, oder rückgän
gen Wirthschaftsgange einer Nation sich u
nig zu ändern scheint. Ist in einem reich
oder gedeihenden Lande der Schneidergeselle
lohn wöchentlich vier Thaler, und der Lohn d
Gerbergesellen sechs; so wird, alles übri
gleich gesetzt, in einem armen oder verf
lenden Lande, wenn jener zwei Thaler
dieser auch wohl drei Thaler seyn. Un
steht in dem erstern Lande der Profit b
irgend einem sichern Gewerbe auf acht Pr
zent und bei einem mißlichern auf zwöl
so wird in dem letztern Lande, wenn d
Profit bei jenem Gewerbe auf zehn Proze

ſteht, er bei dieſem wohl auf funfzehn ſtehen. Mit den Aenderungen, die der Vermögensſtand und Wirthſchaftsgang einer Nation erleidet, ändern ſich zwar die allgemeinen Sätze des Lohnes und Profits; aber ſie müſſen ſich in allen verſchiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen am Ende gleichmäßig ändern. Die Proportion zwiſchen ihnen muß daher dieſelbe bleiben, und kann durch dergleichen Nationalſchickſale nicht wohl, wenigſtens nicht auf beträchtliche Zeit, verrückt werden.

Vierte Abtheilung.

Von der Bodenrente.

Wir entwickeln:

I. Den Begriff der Rente. Darauf unter
ſuchen wir:

II. Wodurch die Rente beſtimmt wird? und
zwar die Rente zuvörderſt von irgend e
nem Naturprodukt überhaupt; dann

III. Von ſolchen Naturprodukten, die
ſprünglich Rente geben; und

IV. Von ſolchen, die nur abgeleiteterw
Rente geben.

Und da bei zunehmender Bodenku
Veränderungen vorgehen in den Propo
nen zwiſchen den gegenſeitigen Sachwe
der verſchiednen Produktarten ſowohl,
der Produkte und Fabrikate: ſo betre
wir

V. Dieſe Veränderungen nach ihren
chen und Eigenheiten; und ſtellen

VI. Die Art und Weiſe dar, wie d
ſchiedne Gang der Nationalwirthſch
die Rente würkt.

Begriff der Bodenrente.

Des Grundherrn Rente von ſeinem Bo-
en, (welches letzte Wort zugleich alle eines
igenthums fähige Gewäſſer mit befaſſen
ll,) unterſcheidet man gewöhnlich bloß von
em Profit des Unternehmers, der den Bo-
en pachtweiſe nutzt. Und dann iſt ſie der
anze für die Nutzung entrichtete Werth,
er natürlich entweder in einer gewiſſen Por-
ion des dem Boden abgewonnenen Produkts,
ie beim Bergbau dieß oft der Fall iſt,
der, was auf eins hinausläuft, in dem
reiße ſolcher Portion beſteht.

Auch wenn der Eigner ſelbſt ſeinen Bo-
en nutzt, wird in dem Einkommen, das er
raus zieht, der Theil, der ihm als Eig-
er an Rente gehört, von dem andern, der
hm als Unternehmer vom Profit zukommt,
ich doch immer unterſcheiden laſſen, ſobald
nan fragt, wieviel ihm von einem Unter-
ehmer, dem er den Gebrauch ſeines
Bodens überließe, dafür entrichtet werden
ürde.

Es gilt ſonach der eben erklärte Begriff
llgemein für jeden Fall.

Aber dieſe ſchlechthin ſogenannte Rente

iſt insgemein noch verbunden mit Profit v
einem, nicht dem Unternehmer, ſondern d
Grundherrn zugehörigen Verlage, der in
lerhand Anſtalten ſteckt, welche die Bod
nutzung zu erleichtern oder zu vergröß
beſtimmt ſind; und nun, was von jen
Renten nach Abzug auch dieſes Profits n
übrig bleibt, ſoll echte Rente heißen: w
unter ſonach der Werth zu verſtehen iſt, d
dem Grundherrn aus ſeinem Boden, ab
ſehen von allem Verlagsprofit, zufließt.

Es trift ſich bisweilen, daß ein Gru
einkommen aus Verlagsprofit allein beſte
und von echter Rente nichts enthält. D
iſt z. B. der Fall mit Bergwerken, w
ſie einen Ertrag liefern, der nur gröde b
auf ihren Betrieb gewandten Verlag, ob
den geringſten Ueberſchuß erſtattet: o
auch wohl mit Ackerſtücken, wenn ſie, d
Verſandung von nahen Stranddünen (w
in Holland und Preußen) ausgeſetzt,
nach und nach nur eben die Wirthſchaftl

*) Einige holländiſche Stranddünen liegen auf gu
fruchtbarem Lande, worin man noch die Furch
angetroffen hat: heißt es in Wiebeking allg
Waſſerbaukunſt Theil 2. S. 367. Der Fiſchh
ſen am friſchen Haff in Preußen droht eben je
ein Stück Acker zu verſanden.

it dem üblichen Profit wiedergeben.
tung iſt in ſolchen Fällen nicht mög-
nd bei weiterer Abnahme des Ertra-
det eben ſo wenig Selbſtbenutzung

h trift es ſich, und zwar viel häufi-
aß ein Grundeinkommen aus lauter
Rente, ohne alle Beimiſchung von
profit, beſteht. So iſt es z. B.
i Einkommen, das manchem Grund-
ür die bloße Erlaubniß, auf ſeinem
Thon zu graben, von den Töpfern
nachbarten Stadt; oder das ihm von
hmern zufließt, denen er den Torf
ſeinem Moore, ohne das Geringſte
leichterung ihrer Arbeit beizutragen,
iſe überläßt: zu geſchweigen der Ein-
die aus Verpachtung von Vogelfang,
gdbann, von Fiſchereien auf offnen
rn, und manchen andern Nutzungen
n Naturfonds gezogen werden.
ſſen iſt doch am öfterſten die ſchlecht-
nannte Rente aus beiden erwähnten
theilen zuſammengeſetzt. So enthält
htpreiß für eine Ziegelei gewöhnlich,
em Profit des in den Gebäuden ſte-
Verlages, noch echte Bodenrente,
der oben erwähnten, die manchmal

von ſtädtiſchen Töpfern entrichtet wi
ſo iſt es mit dem Pachtpreiße für
ſtich, wenn der Grundherr Schu
Unterbringen des Torfes errichtet,
heiterfamilien in der Nähe des M
Bequemlichkeit der Unternehmer
hat. Und die Pachtungen für d
Nutzungen eines wohleingerichteten
ſind offenbar aus jenen beiden Ele
ſammengeſetzt.

Zwar läßt ſich nicht immer le
ſcheiden, wie viel von ſolchen P
auf echte Rente, und wie viel d
Profit von dem auf den Boden
Verlage zu rechnen ſei; zumal
wo es nicht ſowohl darauf ankom
die zur beſſern Nutzung des Bod
teten Anſtalten mögen gekoſtet hab
ſie können verſchwenderiſch oder un
gemacht ſeyn;) als vielmehr, wa
Effekte nach, den ſie bei der Wirt
ſten, werth ſind. Indeſſen, wie ſ
auch öfters ſeyn mag, jenen Unte
ſtimmt zu erkennen und anzugeben
darum nicht weniger wirklich vorh

Aber wozu dieſe abſtrakte Unter
Was liegt einem Grundherrn dara
von den 3000 Thalern, die er

aus ſeinen Ländereien zieht, zwei Drittheile als echte Rente ſeines Bodens, und den Reſt als Profit von dem in den Grundverbeſſerungen und Wirthſchaftserforderniſſen ruhenden Verlage zu betrachten habe? Sind denn nicht dieſe beiden Stücke des Pachtgeldes, als Intereſſen gleichnahmiger Stücke des Kaufpreißes jener Ländereien angeſehen, völlig von einerlei Natur? —

Wohl, wenn man ſie ſo anſehen will; aber keinesweges ſind ſie es in anderm Betracht. Verlagsprofit und echte Rente gehen nicht nur aus ganz verſchiednen Quellen hervor, ſondern richten ſich auch in ihrem Steigen und Fallen nach ganz verſchiednen Geſetzen.

Die Quelle des Profits, der Verlag, iſt Menſchenwerk, iſt ein Reſultat von Arbeit. Die Quelle der echten Rente, der Naturfonds oder Boden mit ſeinen Subſtanzen und Kräften, iſt ein unſerm Geſchlecht zum Gebrauch verliehenes Gottesgeſchenk, und vor aller Arbeit urſprünglich vorhanden. Bei vielen der ſogenannten Land- und Waſſerregalien, woraus ſo mancher Staat echte Rente zieht, wie z. B. Preußen aus ſeiner Haffiſcherei und Bernſteingewinnung, kann von einem Kaufpreiße und deſſen Zinſen gar nicht die

Frage ſeyn.*) Und wenn in einem Lande, wie Großbritannien oder Nordamerika, wo man Regalien ſolcher Art wenig kennt, ein Grundherr auf ſeinem Boden einen Erzgang oder Geſundbrunnen oder ein Steinkohlenlager oder Salzquellen entdeckt; ſo wird er, wenn ihm ſolcher Fonds ihm nichts gekoſtet hat, daraus dennoch echte Rente ziehen können. Kommt

*) Selbſt von Auſternbänken ziehen manche Landesherrn eine Rente. Nicht unähnlich dieſem Zufallsregal iſt das Vogelneſterregal, das von einigen Malayiſchen Fürſten ausgeübt wird. Bekanntlich giebt es eßbare Vogelneſter von einer Art Schwalben gebaut aus Fiſcherein, den ihr Vogel von der Oberfläche der See einſammelt. Auf verſchiedenen Inſeln um Pulo Pinang haben die Fürſten tiefe Höhlen in Felſen gebildet, die voll ſolcher Vögel ſind, und die von den Malayiſchen Fürſten, denen ſie gehören, auf eine Brutzeit verpachtet werden. Der Britte, der die Nachricht giebt, hatte gehört, daß eine ſtark beſetzte Höhle, während einer Brutzeit für 500 Pfund Sterling (über 3000 Thaler) verpachtet worden wäre. Im Jahr 1792 wurden auf Pulo Pinang für 40000 Pf. Sterl. ſolcher Neſter verkauft. Der große Markt für dieſe Waare iſt China, wo die Reichen ſie zu ihren Kraftſuppen brauchen. Siehe Howiſons Beſchreibung der Prinz-von-Wales-Inſel, ſonſt Pulo Pinang genannt, in den allg. geogr. Ephemeriden, Oktoberſtück von 1805, Seite 134.

in Fonds dieſer Art zum Verkauf, ſo bezahlt
man für das Eigenthum der Rente, die er
gewährt, freilich ein gewiſſes Vielfaches der-
ſelben, welches nicht ohne Rückſicht auf den
Satz [illegible] Geldzinſen beſtimmt wird. Der
Käufer [illegible] dann immerhin die bezahlte
Summe für den Fonds ſelbſt, ſo wie die
Rente, welche derſelbe gewährt, für die Zin-
en jener Summe anſehen: aber die Natur
er Sache bleibt immer von ſolcher Anſicht
ganz verſchieden. Nicht darum, weil ſol-
er Fonds ihm oder irgend einem Sterbli-
chen viel oder wenig gekoſtet hat, zieht er
daraus viel oder wenig Rente, ſondern um-
gekehrt, weil die Rente, die ſolchen Fonds
gewährt, groß oder klein iſt, hat er dafür
eine große oder kleine Kaufſumme bezahlt.

Eben wegen dieſer Verſchiedenheit der
Quellen, aus welchen Profit und echte Ren-
te fließen, ſind auch die Geſetze, nach wel-
chen ſich ihr Steigen und Fallen richtet,
ganz verſchieden. Eines Landes Verlag iſt
einem Total nach einer unbeſtimmbaren Zu-
nahme, ſowohl als Abnahme, und ſeinen
Theilen nach einer unbeſtimmbaren Anwen-
dung fähig: weder an dieſen noch jenen Ort
gebunden, kann viel davon aus dem Lande
nach der Fremde gehen und aus der Fremde

nach dem Lande kommen. Der Natur einer Nation hingegen ist für sie, mon den herrenlosen Ocean ausnimmt, den Umfang des Staatsgebiets begränzt den möglichen Nutzungen nach durch sein sprüngliche Beschaffenheit mehr oder we beschränkt, und bleibt im Ganzen immer d he. Auf diesem wesentlichen Unterschied schen Verlag und Boden beruht hauptsä der Unterschied zwischen der Art, wie sich P und der Art, wie sich echte Rente bestim

Die Gesetze der Veränderungen des sitzsatzes haben wir bereits an einem an Ort erklärt, und die Gesetze, nach we sich die echte Rente verändert, können weiter unten angegeben werden. Zur läufigen Einsicht in die Verschiedenheit der werden indeß folgende zwei Bemer gen hinreichen.

Die echte Rente kann sinken, wäh der Profitsatz steigt. Je tiefer eine Na durch Abnahme ihres Verlages in We geräth, desto höher hebt sich der Profit Geldzins empor, und desto mehr wird s schon dadurch des Grundeigners echte R vermindert: des anderweitigen Abbruchs zu gedenken, den sie durch allgemeine A armung erleidet.

Die Rente kann ſteigen, während der Profitſatz unverändert bleibt, oder gar ſinkt. So z. B. wird bei zunehmender Volksmenge in einer Gegend, wo es an Holz fehlt, die Rente von einem Torfmoor ſich vielleicht während eines Menſchenalters verdoppeln, aber der Profit der Unternehmer, die den Torfſtich in dieſem Moor pachtweiſe betreiben, wird darum nicht auch in die Höhe gehen, ſondern muß vielmehr durch ihre zunehmende Konkurrenz ſinken.

Es giebt Lokalereigniſſe, durch die blos allen in der Gegend, wo ſie Statt haben, die Rente der Ländereien ſchnell empor gehoben wird. Dahin gehören Eröffnung eines neuen Handelsweges, wie z. B. für die ſüdöſtlichen Provinzen von Rußland durch die freie Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meere; Ziehung eines fahrbaren Kanals, wie in unſerm Netzdiſtrikt; Erbauung einer neuen Stadt, wie der Bundesſtadt Washington in Nordamerika; oder Vergrößerung aller Plätze, raſt darin aufblühender Gewerbe oder dahin verlegter Regierungsbehörden, wie z. B. in Süd- und Neuoſtpreußen. Indem, ſolchen Ereigniſſen zufolge, der Tauſchwerth der Produkte und mit ihm die Rente der Ländereien ſteigt, wird darum nicht eben noth-

wendig auch der Profitſatz ſteigen. Daß man von den Pächtern bei jedem neuen Kontrakt, eine höhere Pacht fodern werde, verſteht ſich von ſelbſt.

Zwar kann unter ſolchen Umſtänden auch der Profitſatz höher gehen. Aber die Urſache ſeines Steigens, die allemal in einer Unzulänglichkeit der vorhandnen Kapitalien in Vergleich gegen die Menge der ſich darbietenden Erwerbsgelegenheiten liegt, hat mit der Urſache des Steigens der echten Rente nichts zu thun.

Wenn bei anhaltend glücklichem Fortgange der Nationalwirthſchaft die Konkurrenz von Kapitalien zunimmt und ſonach der Profitſatz herunter geht, iſt es nicht nur möglich, daß die Rente gleichwohl zu ſteigen fortfährt, ſondern es liegt ſogar, wie wir weiterhin ſehen werden, in der Natur der Sache, daß dieß geſchehe.

Und ſo viel über den Begriff der Rente überhaupt ſowohl, als inſonderheit der echten: eine Unterſcheidung, deren man, wenn es darauf ankommt, den Urſprung und das Weſen der verſchiednen Beſtandtheile des Nationalvermögens wiſſenſchaftlich einzuſehen, nicht wohl entrathen kann.

II.

rch bestimmt sich die Rente
n irgend einem Naturpro-
dukt?

: Rente, als der Pachtpreiß einer
utzung angesehen, ist natürlicherweise
hste Preiß, welchen der Unternehmer
n jedesmaligen Umständen solcher Nu-
rgend zu bezahlen vermag. Denn der
tende Grundherr will in der Regel
viel von dem Ertrage seines Bodens
ächter lassen, als eben hinreicht, die-
e Wiedererstattung seines Verlages
dem in der Gegend üblichen Profit
ähren: und das ist offenbar die klein-
tion, womit dieser sich begnügen kann,
r nicht Verlust leiden soll. Den gan-
st des Ertrages, oder was auf eins
äuft, den Preiß des ganzen Rests,
ner sich vorzubehalten, als seine grund-
e Rente; die sonach offenbar das
ist, was der Pächter nach den jedes-
n Umständen der Bodennutzung abzu-
vermag. Mag doch bisweilen ein
eigner aus Unkenntniß oder aus Güte
e etwas kleinere Portion gefallen las-

ſen; oder auch ein Pächter mit einem
ringern, als dem in der Gegend üblic
Profit vorlieb nehmen, und ſonach es
mehr geben: immer iſt gleichwohl jene A
tion als die natürliche Rente zu betrach
oder als die, von welcher natürlich gem
wird, daß ſie bei den meiſten Verpachtun
Statt haben ſollte.

15. Als der Pachtpreiß einer Bodennutz
angeſehen, iſt die Rente ſonach ein Me
polpreiß, der ſich keinesweges richtet n
dem, was der Grundherr für den Boden
zahlt hat, oder auch was er auf Anſta
zu deſſen beſſerer Benutzung mag ausge
haben; ſondern lediglich nach dem, was
Pächter aufzubringen vermag. Selbſt w
der Pächter auf eigne Koſten Verbeſſerun
gemacht hat, die den Reinertrag vergrö
fodert, und erhält deshalb von ihm
Schließung eines neuen Kontrakts der Gru
herr eben ſo gut einen Aufſchlag an Re
als wenn er zu jenen Verbeſſerungen
Koſten hergegeben hätte.

Sogar richtet die Rente ſich nicht
mal nach dem, was der Grundherr ſe
aus ſeinem Boden zu ziehen vermag.
z. B. möchte die Haffiſcherei in Oſtpreuß
wenn der Staat ſie, ſtatt wie jetzt zu

pachten, für eigne Rechnung betriebe, das gewiß nicht einbringen, was ſie jetzt bringt; und die Bernſteingewinnung, die er an der [illegible] Küſte für eigne Rechnung betreibt, brächte ihm, wenn er ſie den dortigen Dorfgemeinden in Pacht gäbe, vermuthlich einen höhern Reinertrag, als ſie jetzt bringt.

Eine Rente gewähren, können überhaupt Produkte nur dann, wenn ihr ordentlicher Preiß über dem Satze ſteht, bei welchem er eben nur hinreichen würde, den zu ihrer Feilſtellung erforderlichen Verlag ſammt dem üblichen Profit wieder zu erſtatten. Geht ihr ordentlicher Preiß unter dieſen Satz herab; ſo muß ihre Feilſtellung für gewöhnlich unterbleiben. Erreicht ihr ordentlicher Preiß nur gerade dieſen Satz; ſo können ſie wohl zu Markt kommen, aber eine Rente gewähren können ſie nicht. Der Bodeneigner ſelbſt kann ſich mit ihrer Gewinnung befaſſen, ein Andrer, wenn ihm nicht alle Rente erlaſſen wird, kann es nicht. Kommt ihr ordentlicher Preiß über dieſen Satz zu ſtehen; ſo macht der Ueberſchuß dann die Rente von der Bodennutzung aus, die ſolche Produkte liefert.

Hier ſiehet man klar, ſofern der Preiß

einer Waare aus Lohn, Profit und Rente zusammengesetzt ist, daß Rente auf eine ganz andre Weise in diese Zusammensetzung eintritt, als die beiden übrigen Bestandtheile, Lohn und Profit bestimmen den Preiß, aber die Rente bestimmt ihn nicht, sondern wird vielmehr durch ihn bestimmt. Der Arbeiter und Verleger müssen in dem Preiße der Waare, die sie stellen, jener seinen vollen Lohn, dieser seinen vollen Profit erhalten; sonst wenden sie sich nach andern Beschäftigungen hin. Sobald also Lohn und Profit, ihren anderwärts erklärten Gesetzen gemäß, in die Höhe gehen, muß auch der Preiß der Waare steigen, oder ihre Lieferung unterbleibt. Mit der Rente hingegen verhält es sich ganz anders. Nicht darum, weil eine hohe, oder niedrige Rente für ein gewisses Produkt entrichtet wird, ist dasselbe theuer oder wohlfeil; sondern weil dessen Preiß noch über dasjenige, was zur Bezahlung des Lohnes und Profits nöthig ist, einen großen oder geringen, oder gar keinen Ueberschuß läßt, gewährt solches Produkt eine hohe, oder niedrige, oder gar keine Rente.

Ob aber der Preiß eines Produkts so seyn werde, daß dasselbe viel oder wenig

oder

oder gar nichts an Rente gewähren kann, das hängt von folgenden drey Stücken ab.

Erstens, von der Nachfrage, die natürlich an Größe sowohl, als an Stärke verschieden seyn muß, je nachdem das Produkt, das ihr Gegenstand ist, einer mehr oder weniger großen Anzahl von Menschen nützt, und zur Befriedigung eines mehr oder weniger dringenden Bedürfnisses dient, ohne von selbst in solcher Menge, als es verlangt wird, vorhanden zu seyn.

Zweitens, von der Ergiebigkeit des Bodens, der das Produkt liefert. Sie mißt sich nach der Größe des Reinertrages ab; und es ist daher, Grundstücke von gleichem Umfange vorausgesetzt, bei gleichen Kosten die Fruchtbarkeit oder Ergiebigkeit des einen größer, als die des andern nach Verhältniß, wie eine größere Quantität solches Produkts dem einen, als dem andern abgenommen wird; oder nach Verhältniß, wie mit weniger Kosten dem einen als dem andern eine gleiche Quantität solches Produkts sich abgewinnen läßt. Dieser Begriff findet nicht weniger Anwendung auf Weideland und Waldboden, auf Bergwerke, Jagden und Fischereien, als auf Gärten und Aecker. Und es ist einleuchtend, daß ein Produkt bei

gleichem Preiße, mehr oder weniger R
gewähren muß, nach Maaßgabe, wie
Boden, der es liefert, mehr oder we
fruchtbar iſt. Denn je größer die Fr
barkeit, deſto kleiner iſt der Abzug der
dem gleichen Preiße für die Koſten der
winnung des Produkts gemacht wird,
deſto größer iſt folglich der Ueberſchuß,
welchem eben die Rente beſteht.

Drittens, hängt, ob ein Produkt
oder wenig oder nichts an Rente gewä
kann, von der Lage des Bodens ab, de
liefert, gegen den Markt, wohin es
Verkauf geht, oder mit einem Wort,
der Abſatznähe. Kommen zu Markt in
ſelben Stadt zwei gleiche Quantitäten e
Produkts, die mit gleichen Koſten, aber
Grundſtücken gewonnen ſind; deren ein
der Nähe der Stadt, das andre in e
weit davon entfernten Gegend liegt; ſo
währt bei gleichem Preiße das Produkt
letztern Grundſtücks weniger Rente. D
der Abzug, den es an Frachtkoſten le
iſt größer, und alſo fällt der Ueberſ
kleiner aus, welcher den Profit des P
ters ſowohl als die Rente des Grundh
hergiebt. Aber auch der Profitſatz iſt ge
niglich höher in einer abgelegenen Geg

n der Nachbarſchaft einer anſehnlichen
t; es geht alſo an dieſem verminderten
ſchuſſe auch an Profit mehr ab, und
bleibt noch weniger an ächten Renten
:n Grundherrn übrig. Aus dieſer dop-
Urſache giebt Land in der Nachbar-
einer Stadt höhere Rente, als Land
gleicher Fruchtbarkeit in einer entfern-
legend.

ben daher gehören gute Landſtraßen und
are Ströme und Kanäle, ſofern ſie
Verminderung der Frachtkoſten die vor-
ſten Marktplätze den entfernten Gegen-
gleichſam näher bringen, zu den wich-
n aller Verbeſſerungen. Sie befördern
ultur des weiter liegenden Landes, das
dem Abſtande von der Stadt (wie
Kreisfläche mit der Entfernung vom
elpunkt) an Umfang zunimmt. Für
Stadt ſind ſie eine Wohlthat, indem ſie
Monopol der umliegenden Landſchaft nie-
ßen. Und ſelbſt dieſer Landſchaft ſind
ützlich; indem ihr dadurch für ihre Pro-
mancher neue Markt eröfnet, und kraft
ehrter Konkurrenz, eine gute Wirth-
zur Nothwendigkeit gemacht wird.
n immer iſt Monopol ein Feind guter
hſchaft, die nur dann allgemein gedei-

het, wann, kraft freier und durchgä
Konkurrenz, Jedermann um ſeiner Se
haltung willen ſich ihrer zu befleißig
nöthigt iſt.

Was von der Lage geſagt iſt in H
auf ihren nächſten Marktplatz, das gil
von der Lage ganzer Provinzen und
in Hinſicht auf das Ausland. So ge
unſrer Provinz Preußen, gelegen a
Oſtſee und durchfloſſen von zwei g
Strömen, die ſich hier münden, die
den Abſatz ihrer überſchüſſigen Erzeugn
bequeme Lokalſtellung in Hinſicht au
Rente ihrer Ländereyen einen beſondern
theil. Und ein Inſelland mit guten
verſehen, wie Großbritannien, beſitzt
als ſolches, in Hinſicht auf Bodenrente
haupt, vor Binnenländern einen Vorz

Die Lage des Bodens hat auf die
von ſeinen Produkten geringern oder ſt
Einfluß, nachdem dieſe Produkte leichte
ſchwerer zu transportiren, das heißt,
oder weniger haltbar, und bei gle
Raum, den ſie einnehmen, von grö
oder kleinerem Werth ſind. Minder
würkt die verſchiedene Lage z. B. au
Rente von einem Weingarten, als
die von einem Karpfenteich, ſofern die

dukte ; von beiden nach ihrem Markt zur Achse gehen, minder ſtark auf die Rente von Honig und Wachs, als auf die von friſcher Milch und Butter; minder ſtark auf die Rente von Kornobſt und Getreide, von Steinkohlen und Metallen, als auf die von Kartoffeln und Heu, von Torf und Kalk.

III.

Von den Produkten, die urſprünglich Rente geben.

Was man Produkte nennt, ſind entweder Beſtandtheile des Bodens, oder es ſind Gewächſe und Thiere. Bei jenen findet weiter keine Wahl ſtatt, als ſie zu nehmen oder nicht: bei dieſen aber hat man eine mannigfaltige Wahl, was für Arten derſelben, und in welcher Ordnung neben und nach einander man ſie erzeugen will.

Der Grundherr zieht unter mehrern nützlichen Nutzungsarten natürlich diejenige vor, von welcher er ſich als Unternehmer den größten Profit, und als Eigner die größte Rente verſpricht. Was für eine dieß ſeyn werde, das beſtimmt ſich, abgeſehen von allen andern eine Wahl beſchränkenden Umſtänden, durch die Nachfrage, ohne welche weder Fruchtbar-

keit noch Lage des Bodens in Betracht men können.

In Anſehung der Nachfrage haben jenigen Produkte, welche zur menſchl Hauptnahrung dienen, vor allen andern Vorzug, nicht nur unabläßig, ſondern immer in größerer Menge begehrt zu den: weil ſie nicht nur von der erſten N wendigkeit und die Bedingung des E ſens aller andern Lebenserfoderniſſe ſondern auch, weil nach Maaßgabe, wi vermehrt werden, zugleich die Menſchen vermehren. Eine doppelte Eigenſchaft, einzig dieſen Produkten eigen iſt. Es kein andres Produkt, mit deſſen Ver rung zugleich die Nachfrage nach ihm fortgehend vermehrte.

Wer alſo Nahrungsmittel in Hä hat, kann immer ſicher ſeyn, daß Arbeit dafür zu Gebot haben werde, folglich auch alles, was ein Reſultat Arbeit iſt. Zwar, nachdem der Loß hoch oder niedrig ſteht, wird das Quan Arbeit, das er für ein gewiſſes Quan Nahrung bekommen kann, kleiner oder ßer ſeyn; aber ſoviel Arbeiter, als auf reichlichen oder knappen Fuß, wie ma ſonſt in der Gegend unterhält, mit

Quantität Nahrung unterhalten werden können, wird er dafür allemal bekommen.

Wenn daher ein Stück Land soviel Nahrung hervorbringt, daß nach Abzug dessen, was an Lohn der Arbeit, durch welche sie gewonnen wird, und an Profit von dem diese Arbeit beschäftigenden Verlage abzurechnen ist, noch ein Ueberschuß bleibt; so wird dieser allemal einen Sachwerth, wenn schon nicht immer einen gleichen haben, und sonach dem Grundherrn eine Rente gewähren.

Von manchen eßbaren Erzeugnissen eines unkultivirten Bodens bleibt bisweilen kein solcher Ueberschuß; wie z. B. für Nüsse, Pilze, Beeren; wofür auch wohl der Eigner des Bodens, worauf sie gesammelt sind, dem Sammler, statt ihm eine Rente abzufordern, öfters denselben Preiß, wie jeder andre Käufer, bezahlt. Nicht leicht wird dieß der Fall mit jagdbarem Wilde seyn, noch seltner mit Fischen aus Privatgewässern; beide gewähren daher in der Regel dem Grundhern einige Rente. Selbst die wüstesten Meere, Brüche und Gebirge, sofern sie Weide für Vieh darbieten, das durch seine Milch und seinen Zuwachs alle Arbeit seiner Wartung bezahlt, und zugleich den üblichen Profit dem Eigner der Heerde gewährt, brin-

gen dem Grundherrn einige Rente. Mit der Güte der Weide nimmt die Rente zu, ſofern dann ein gleicher Umfang von Boden nicht nur eine größere Menge Vieh nährt, ſondern auch dieſes Viehes Wartung und Milchnutzung, indem es näher beiſammen weidet, weniger Arbeit nöthig macht. Der Grundherr gewinnt an beiden Enden, durch Vermehrung des Produkts, und durch Verminderung der Arbeit, die daraus unterhalten werden muß.

Bei der Wahl, ein Grundſtück zur Hervorbringung entweder vegetabiliſcher Eßwaaren oder animaliſcher anzuwenden, giebt in den Zeiten der beginnenden Bodenkultur die größere Rente allemal den Ausſchlag zu Gunſten der vegetabiliſchen. Denn mit eßbaren Gewächſen, z. B. Korn, bebaut, liefert das Grundſtück nicht nur eine über allen Vergleich größere Maſſe von Menſchennahrung, als es, zur Viehzucht angewandt, an Fleiſch liefern kann; ſondern von jener größern Maſſe bleibt auch, nach Abzug der allerdings viel höhern Koſten ihrer Hervorbringung, eine weit größere Quantität übrig, als von dem Fleiſch, das ſich auf dem Grundſtück gewinnen läßt, nach Abzug ſeiner geringern Hervorbringungsko-

n übrig bleibt. Wären also beiderlei Eß-
aren einander an Tauschwerth gleich,
er gölte ein Pfund Brod soviel, als ein
fund Fleisch, so würde jener an Quanti-
: größere Reinertrag auch an Tauschwerth
ßer seyn. Er würde folglich dem Grund-
ner sowohl mehr Rente, als dem Pächt
mehr Profit gewähren, und sonach beide
timmen, daß sie die Nutzung des Grund-
cks zu vegetabilischen Lebensmitteln vor-
jen.

In den Zeiten der beginnenden Boden-
tur aber, wo das meiste Land in seinem
lden Zustande dem Vieh überlassen ist,
b die wenigen Menschen mehr animali-
e Nahrung haben, als vegetabilische, gilt
se, kraft der stärkern Nachfrage, worin
steht, an Tauschwerth nicht nur jener
ich, sondern übertrift sie sogar. Ein
fund Brod gilt dann mehr, als ein Pfund
eisch. Kostete doch zu Buenos Ayres, vor
ien sechzig Jahren, nach Ulloa's Bericht,
: beste Ochse aus einer Heerde von hun-
:ten erlesen, kaum zwei Drittheile eines
ußischen Thalers; während der Korn-
eiß hoch genug seyn mußte, da Mehl aus
ropa dorthin ging. Noch jetzt geht Mehl
s Europa dorthin, und noch jetzt weiden

in den Wildniſſen Rinderheerden do
tauſenden, ohne die geringſte menſ
Wartung. Vermuthlich gilt alſo noc
ein Pfund Brod dort nicht viel weniger
ein Pfund Fleiſch.

Aber mit der zunehmenden Bodenk
muß der Preiß des Fleiſches gegen den
der eigends gebauten vegetabiliſchen
rung fortgehend ſteigen, aus einem d
ten Grunde.

Erſtens, weil die Nachfrage nach F
zunimmt, indem mit der größern Maſſ
Nahrung, die der erweiterte Landbau li
die Menge der Menſchen ſich vermehrt
Korn, oder was eins iſt, die den A
von Korn in den Händen haben, um
Fleiſch einzutauſchen.

Zweitens, weil die Quantität
Schlachtvieh, die der Boden, ſonder
beit, von ſelbſt ernährt, abnimmt, indem
unkultivirte Weideland durch den zuneh
den Ackerbau ſich vermindert. Da
mittelſt kultivirter Grundſtücke Vieh gez
und gemäſtet wird; ſo muß ſein Preiß
reichen zu bezahlen, nicht nur die zu ſ
Wartung nöthige Arbeit, ſondern auch
Rente, die der Grundherr, und den Pr
den der Pächter aus ſolchen Grundſtü

ürch den Kornbau hätten ziehen können. Das auf den wüſteſten Weiden gezogene Vieh findet, wenn es auf denſelben Markt kömmt, nach Verhältniß ſeiner Größe und Güte denſelben Preiß, wie das auf dem kultivirteſten Boden gezogene. Die Eigner ſolcher wüſten Weiden erhöhen alſo die Rente ihres Landes, nach Verhältniß, wie der Preiß ihres Viehes ſteigt: wie es z. B. in Schottland ſeit der Union geſchah, die dem dortigen Vieh den Markt von England öffnete, wo man ſein Vieh ſchon damals auf eigends gebautem Futterlande unterhielt. Statt daß zuvor in mancher Gegend der ſchottiſchen Hochlande Fleiſch ſo wohlfeil war, die Brod ſogar von Hafermehl, ſtieg der Preiß des holländiſchen Viehs nach und nach auf das Dreifache ſeines vorigen Preißes, und die Rente vieler holländiſchen Güter ward dreimal und viermal höher, als ſie vorher geweſen war.

So werden im Fortgange der Bodenkultur die Rente und der Profit von unkultivirter Viehweide gewiſſermaaßen regulirt durch die Rente und den Profit von kultivirten Weidekoppeln, oder eigends gebautem Futter; und die von dieſen wieder durch die Rente von Korn, oder dem vegetabiliſchen Produkt,

das zur Hauptnahrung des großen Volkskörpers dient.

Da nun auf demselben Grundstück jährlich eine größere Masse vegetabilischer Nahrung, als animalischer gewonnen werden kann; so muß der Minderbetrag an Quantität durch eine Erhöhung am Preiße vergütet werden; und sonach muß Fleisch gegen Brod an Tauschwerth steigen. Indessen hat das Steigen seine Gränze. Kommt der Viehpreiß am Ende so hoch zu stehen, daß es nicht minder vortheilhaft ist, das beste Pflugland zur Nahrung für das Vieh, als zu unmittelbarer Menschennahrung anzuwenden; so hat er sein Maximum erreicht. Denn ginge er noch höher; so würden, durch den größern Gewinn an Rente und an Profit gereizt, Grundherren und Pächter mehr Land und Arbeit dem Vieh zuwenden, und den Futterbau mit Abbruch des Getreidebaues vermehren: so wie sie dagegen, wenn er sänke, einen Theil des Futterbaues in Getreidebau verwandeln würden.

Diese Gleichheit indessen zwischen dem Profit und der Rente von Viehfutter und Brodkorn oder von dem Boden, der unmittelbar Nahrung für das Vieh, und dem, der unmittelbar Nahrung für Menschen her-

orbringt, verſteht ſich, wird immer nur bei en meiſten kultivirten Grundſtücken eines roßen Landes Statt finden.

In einigen beſondern Lagen iſt es ganz nders: da gewährt das Futter bisweilen inen Profit und eine Rente, wie das Brodorn gar nicht gewähren kann.

So pflegt öfters in der Nachbarſchaft iner großen Stadt, durch die Nachfrage ach Milch und nach Heu für Pferde und ach Graſung für Schlachtvieh, der Werth es Grünfutters weit über das, was man ein natürliches Verhältniß zu dem Werth es Brodkorns nennen möchte, erhoben und mpor gehalten zu werden: ein Lokalvortheil, er den entferntern Grundſtücken ſich gar icht mittheilen läßt.

Selbſt ein beträchtliches Landgebiet kann nter beſondern Umſtänden bisweilen ſo volkreich werden, daß ſein Boden nicht zulangt, einen Einwohnern den vollen Bedarf an Futter ſowohl, als an Korn zu liefern. Man benutzt ihn dann hauptſächlich zu Futter, als der voluminöſern Waare, die nicht o leicht aus einer großen Weite ſich herbeiſchaffen läßt, und Korn, die Nahrung für en großen Volkskörper, wird aus fremden Ländern eingeführt. Mit Holland iſt dieß

noch jetzt der Fall; und in einer ähnlichen Lage ſcheint ein beträchtlicher Theil von Alt-italien während des Flors der römiſchen Republik geweſen zu ſeyn, wo, nach des ältern Cato Verſicherung, damals gute Viehzucht den erſten, mittelmäßige Viehzucht den zweiten, ſchlechte den dritten und Kornbau erſt den vierten Rang an Einträglichkeit in der Bewirthſchaftung eines Landguts einnahm.

Auch pflegt auf unverkoppeltem Lande, deſſen Haupterzeugniß Korn iſt, eine wohl eingehägte Graskoppel öfters mehr Rente zu geben, als irgend ein gleich großes Stück des benachbarten Kornfeldes. Nicht ſowohl eigentlich von dem in ihr wachſenden Graſe wird dieſe höhere Rente bezahlt, als vielmehr von dem Ertrage der Kornfelder, zu deren Kultur das Vieh gebraucht wird, das ſich von jenem Graſe nährt. Denn die Einhägung der Koppel erſpart die Arbeit das Vieh zu hüten, und zugleich gedeihet das Vieh beſſer, wenn es weder von ſeinem Hüter noch deſſen Hunde beunruhigt wird. Je häufiger die Koppeln werden, deſto mehr nimmt ihre überlegne Rente ab.

Aber wo kein Lokalvortheil ſolcher Art vorhanden iſt, da werden durch den Profit

nd die Rente von Korn oder was ſonſt die emeine vegetabiliſche Volksnahrung iſt, der Profit und die Rente von Futter reguliert; uf dem Boden, verſteht ſich, der eine Wahl, jenes oder dieß darauf hervorzubrin en, zuläßt.

In jedem großen Lande wird der größere Theil des kultivirten Bodens angewandt, ent eder Nahrung für Menſchen oder Nah rung für Vieh hervorzubringen. Der Pro it und die Rente dieſer Ländereien regulie en den Profit und die Rente jedes andern ultivirten Grundſtücks, was auch immer ür Produkte darauf gezogen werden, ſie nögen gleichfalls zu Speiſe und Trank, oder ur Befriedigung andrer Bedürfniſſe dienen. Denn, wenn irgend ein beſonderes Produkt weniger Profit und Rente gewährte; ſo würde man das zeither dazu benutzte Grund ſtück bald zur Gewinnung von Korn oder Futter anwenden: und gewährte irgend ein beſonderes Produkt mehr; ſo würde man zu deſſen Erzeugung bald einen gewiſſen Theil des bisherigen Korn- und Futterlandes be nutzen.

Zwar ſcheint manches beſondre Produkt viel höhern Profit und viel höhere Rente zu gewähren, als die man von Korn oder

Futter zieht. Aber in jedem ſolchen Fall wird man finden, daß einer von folgenden vier Umſtänden obwaltet. Ein ſolches Produkt erfodert entweder

erſtens, größere Grundauslagen, um den Boden gleich Anfangs dazu gehörig einzurichten; oder,

zweitens, größere jährliche Kulturkoſten, wegen der größern Sorgfalt, Mühſamkeit und Kunſt, womit es bearbeitet und behandelt ſeyn will; oder es

drittens, ſeiner Natur nach, öftern und ſtärkern Mißrathen ausgeſetzt, oder es verlangt,

viertens, eine ſolche in ihrer Art einzige Beſchaffenheit des Bodens, die ſich andern Grundſtücken, denen ſie nicht urſprünglich beiwohnt, durch keine bekannte Kunſt mittheilen läßt.

Abgeſehen von dieſem vierten Umſtande, und angenommen alſo, daß ein ſolches Produkt eine Erweiterung ſeines Anbaues zuläßt, und dennoch nicht häufiger angebaut wird; ſo darf man eben daraus ſicher ſchließen, daß die Ueberlegenheit ſeines Profits und ſeiner Rente weiter nichts, als einen Profit für die ſtärkern Grundauslagen, oder einen billigen Erſatz für die höhern Kulturkoſten,

ſten, oder eine billige Aſſekuranz für die
öſſere Mißlichkeit des Gerathens abgiebt.

So ſind von einem Küchengarten die
ente des Grundherrn ſowohl, als der Pro-
des Pächters gemeiniglich höher, als von
iem gleich großen Stücke Korn- oder Fut-
landes. Aber den Boden zu ſolchem Gar-
n urſprünglich einzurichten, fodert mehr
ıslagen; daher gebührt dem Eigner eine
höhere Rente, und der Bau der Küchen-
wächſe erfodert eine mühſamere und ge-
ücktere Behandlung; daher gebührt dem
ächter ein größerer Profit. Bei Hopfen-
d Obſtgärten kommt dazu noch die größere
ißlichkeit des Gerathens ihrer Erzeugniſſe;
:en Preiß daher nicht nur einen Erſatz
r die von Zeit zu Zeit eintretende Fehl-
nte, ſondern auch noch etwas einer Aſſeku-
nzprämie Aehnliches gewähren muß. Eben
verhält es ſich mit Weingärten, ſofern
n ſolchen Arten Wein die Rede iſt, zu de-
n Anbau ſich mehr Land tauglich findet,
i dazu dermalen angewandt wird.

Das franzöſiſche Geſetz, welches die Eig-
r der alten Weinberge im Jahre 1731
ewürkten, und nach welchem, ohne beſon-
es Erlaubniß des Königs, kein neuer Wein-
[illegible] und kein alter, wenn ſein

Anbau zwei Jahre lang unterblieben, hergeſtellt werden ſollte, iſt kein Bewe Gegentheil. Denn durch ihre Aengſt dem weitern Fortgange des Weinbau' halt zu thun, verriethen jene Eigne einerſeits ein Bewußtſeyn, daß dieſer zweig damals einträglicher, als jede wäre; aber doch auch andrerſeits di nung, der überlegne Gewinn davon nicht länger daucrn, als das Geſetz, den freien Weinbau beſchränkte. De wand zu dem Geſetze war der Ma Korn und Futter und der Ueberf Wein. Aber hätte dieſer Ueberfluß Statt gehabt, er würde ſchon für ſic ohne alles Geſetz würkſam genug das A zen neuer Weinberge dadurch gehem ben, daß er den Profit und die Ren Wein unter ihr natürliches Verhälm Profit und zur Rente von Korn u ter erniedrigt hätte. Und was den lich durch Erweiterung des Weinba urſachten Mangel an Korn betrift; ſ von jeher nirgend in Frankreich Kor fältiger gebaut, als in den Weinpro ſoweit ihr Boden ſich dazu tauglich Die mit dem einen Kulturzweige beſc Menge von Händen muntert natür

dem andern auf, indem sie für dessen Erzeugniß einen raschen Absatz darbietet. Und durch Verminderung der Winzer, die Korn kaufen, den Kornbau begünstigen wollen, ist gewiß eine eben so verkehrte Maxime, als wenn man durch Abschreckung von Manufakturen den Ackerbau befördern wollte.

Wenn also gleich der Profit und die Rente von einem solchen Produkt, das entweder ursprünglich größere Grundauslagen, oder jährlich größere Kulturkosten erfodert, oder seiner gut geräth, den Profit und die Rente von Korn und Futter insgemein übertreffen; so werden sie dennoch, sofern ihr Ueberschuß nur eben zur Deckung solches außerordentlichen Aufwandes und Risiko's hinreicht, in der That durch den Profit und die Rente jener gemeinen Produkte regulirt.

Eine Ausnahme von dieser Regel findet nur dann statt, wenn der letzte von den oben erwähnten vier Umständen eintritt. Sind der Grundstücke, die ein großes Produkt allein liefern, zu wenige für die Befriedigung des würksamen Begehrs, so läßt sich ihr gesammtes Erzeugniß an Käufer absetzen, die mehr geben wollen, als was eben hinreicht, den ganzen Betrag von Rente, Profit und Lohn nach den natürlichen d. i. nach

denjenigen Sätzen zu bezahlen, wie jedes dieser drei Stücke bei den meisten andern kultivirten Ländereien bezahlt wird. Der Ueberschuß des Preißes nach Abzug aller Grundauslagen und Kulturkosten hat in diesem Fall, und nur in diesem allein, keine regelmäßige Proportion zu dem ähnlichen Ueberschusse bei Korn oder Futter; sondern kann ihn unbestimmbar weit übertreffen; und das Meiste von diesem Gewinn geht zur Rente des Grundherrn.

So ist es mit manchen Arten von Wein, die sich durch einen eigenthümlichen Wohlgeschmack auszeichnen, der ihnen auf einem andern, als dem oft sehr beschränkten Landstrich, wo sie wachsen, keine Kultur oder Kunst zu verschaffen vermag. Indem dieß zu Markt kommende Quantum solcher Weine gegen die würksame Nachfrage zu klein ausfällt, steigt natürlich ihr Preiß mehr oder weniger, nachdem durch ihre Seltenheit oder den Modegebrauch die Konkurrenz der Käufer mehr oder weniger verstärkt wird. Von diesem ihrem höhern Preiße geht das Meiste zur Rente des Grundherrn: dem Arbeitslohn und Verlagsprofit fließt davon weniger zu. Denn obschon dergleichen Weingärten überhaupt sorg-

ältiger kultivirt werden; ſo iſt doch nicht owohl wegen dieſer ſorgfältigern Kultur der Preiß ſolcher Weine ſo hoch, ſondern ihr, wie oben gezeigt worden, mit einem ganz ndern Grunde ſo hochſteigender Preiß iſt ielmehr die Urſache von der ſorgfältigern Kultur. Ein kleiner Theil dieſes hohen Preißes reicht alſo ſchon hin, den Lohn der uf ihren Anbau gewandten außerordentlichen Arbeit, und den Profit des dieſe Arbeit n Gang ſetzenden außerordentlichen Verlages u bezahlen.

Mit den weſtindiſchen Zuckerinſeln verhält es ſich, wie mit jenen köſtlichen Weingegenden. Ihr Totalerzeugniß reicht für die ärkſame Nachfrage der Europäer nicht hin, nd findet daher bei ihnen einen Preiß, der öher iſt, als er zu ſeyn braucht, um den anzen Betrag an Lohn, Profit und Rente, elchen daſſelbe zu ſeiner Feilſtellung erfor ert, nach den Sätzen zu bezahlen, wie edes dieſer Stücke bei jedem andern Pro ukt bezahlt zu werden pflegt. In den Ge enden von Hindoſtan, die zum Zuckerbau ollkommen geeignet ſind, werden gleichwohl ie meiſten Grundſtücke zu Getreide, Reis, Gemüſen und Oelfrüchten, kurz zu Lebens mitteln für den großen Volkshaufen, ange-

wandt. Die relativen Preiße dieſer Artikel und des Zuckers ſtehen daſelbſt in ihrer natürlichen Proportion; das heißt, in derjenigen, die zwiſchen den verſchiednen Erzeugniſſen der meiſten kultivirten Ländereien natürlicherweiſe ſich einſtellt, und die den Grundherrn und Pächter ſo nahe, wie ſich es nur berechnen läßt, nach Maaßgabe deſſen belohnt, was an urſprünglichen Grundauslagen und jährlichen Kulturkoſten gemeiniglich verwendet wird. Auf den weſtindiſchen Zuckerinſeln hingegen ſteht der Zuckerpreiß in keiner ſolchen Proportion zu dem Preiße der gemeinen Lebensmittel; wie ſchon daraus erhellet, daß der weſtindiſche Pflanzer dieſe, ſtatt ſie ſelbſt zu bauen, aus Europa und Nordamerika gegen Zucker eintauſcht. Sollte indeſſen der Zuckerbau fortfahren, ſich auf dem amerikaniſchen Kontinent ſo zu erweitern, wie es, beſonders im Lauf dieſer letztern Jahre, kraft des durch das brittiſche Seemonopol erhöhten Preißes geſchehn iſt; ſo wird es unfehlbar am Ende dahin kommen, daß die Rente vom Zuckerbau auf ihr natürliches Verhältniß zur Rente vom Bau der gemeinen Lebensmittel herabſinkt.

Mit dem Tabak in Virginien und Ma-

ryland, der vormals eine Rente gab, die zwar minder hoch, als die von Zucker, aber doch höher als die von Weizen war, scheint es, nach dem, was Liancourt erzählt, schon seit einiger Zeit dahin gekommen zu seyn, daß seine Rente auf ihr natürliches Verhältniß zu der Rente von Weizen herabgegangen ist. Eine gleiche Bewandniß hat es mit dem Indigo.

Der arabische Kaffee, sofern er gewissen eigenthümlichen Umständen des sehr beschränkten Landstrichs, worauf er wächst, seinen besondern Wohlgeschmack verdankt, wird immer einen Monopolpreiß gelten; der in den europäischen Kolonialländern gebaute dagegen, der selbst in der Levante großen Absatz findet, wird unfehlbar auf einen Preiß sinken, bei welchem die Rente nicht höher ist, als jede andre Nutzung desselben Bodens sie gewähren mag.

So wird demnach durch die Rente des kultivirten Bodens, welcher menschliche Nahrung liefert, die Rente des größten Theiles der andern kultivirten Ländereien regulirt. Keine Produktart kann lange Zeit hindurch weniger einbringen, weil man sonst den Boden unverzüglich einer andern Kultur widmen würde. Gewährt dagegen irgend eine Produktart

anhaltend mehr; ſo iſt es daher, weil die Quantität des dazu tauglichen Bodens für die Befriedigung der würkſamen Nachfrage zu klein iſt.

Sofern in zwei verſchiednen Ländern, einerlei Produkt zur menſchlichen Hauptnahrung dient, und beide davon gleich fruchtbar ſind; mag immerhin das eine Land, gelegen unter einem ſüdlichern Himmelsſtrich, Weingärten, Olivenpflanzungen und Zitronenwälder haben; es wird darum nicht reicher an Bodenrente ſeyn, jenen vorerwähnten beſondern Fall ausgenommen, als das andre Land, das ſolche Güter nicht hat; weil, wenn man jenen beſondern Fall annimmt, die Rente von allen dergleichen köſtlichen Produkten ſich nach der Rente von jenem Hauptnahrungsmittel richtet. Ein Land dagegen, minder fruchtbar an den vornehmſten Eßwaaren, wie ſchöne Südfrüchte es auch auf ſeinem Boden ziehn, wird minder reich an Rente ſeyn, als ein andres, das an jenem Hauptprodukt ergiebiger iſt: wie z. B. das genueſiſche Gebiet einem gleich großen Stück an der Flandriſchen Küſte gewiß an Rente nachſteht.

Wenn in irgend einem Lande ein Gewächs, wovon der gemeinſte Boden, bei gleicher Kultur, eine viel größere Quantität

ervorbrächte, als der fruchtbarſte Boden von
etreide hervorbringt, zur vornehmſten und
ielbteſten Eßwaare für das Volk, ſtatt
es Getreides würde; ſo müßte die Rente
es Grundherrn, nehmlich der Ueberſchuß
on Eßwaaren, der ihm nach Bezahlung der
rbeit und nach Erſtattung des Wirthſchafts-
erlages und des üblichen Profits, verbliebe,
othwendig viel größer ſeyn. Auf welchem
ße auch immer in dem Lande gemeiniglich
rbeit möchte unterhalten werden; ſo könn-
e doch allemal dieſer größere Ueberſchuß
ehr Arbeit unterhalten, und folglich den
Grundherrn in den Stand ſetzen, mehr Ar-
eit zu befehlen, oder mehr Erzeugniſſe der-
lben zu kaufen. Der Sachwerth ſeiner
Rente, ſeine dingliche Macht über die Noth-
endigkeiten und Bequemlichkeiten des Le-
ens, womit ihn anderer Menſchen Arbeit
erſorgen könnte, würde nothwendig viel
rößer ſeyn.

Ein Reisfeld, verſichert man, bringe
icht nur eine viel größere Quantität Nah-
ung hervor, als das fruchtbarſte Kornfeld;
ondern laſſe davon auch, nach Abzug der
rößern Kulturkoſten einen größern Ueber-
ſchuß übrig. In den Reisländern alſo, wo
der Reis die Hauptnahrung des Volks iſt,

und wo der Landarbeiter, der ihn baut, hauptsächlich damit unterhalten wird, sollte von diesem größern Ueberschusse ein größerer Antheil dem Grundherrn zu gute kommen, als in Kornländern. In der That findet man auch selbst in Carolina die Reiskultur einträglicher, als den Weizenbau, wenn gleich dort ein Reisfeld jährlich nur Eine Ernte giebt, (statt daß es in südlichern Ländern deren zwei liefert;) und wenn gleich dort, nach europäischer Sitte, Weizen, nicht Reis die Hauptnahrung des Volks ist.

Aber selbst in Reisländern kann durch die Rente der Reisfelder die Rente der andern kultivirten Ländereien nicht reguliret werden; sofern diese sich nicht in jene verwandeln lassen, welches in der That selten angeht. Denn ein gutes Reisfeld ist ein Sumpf, und zu der Jahreszeit in welcher der Reis im Wachsthume steht, sogar ein bestauter Sumpf; und so wie es weder zu Getreide noch zu Futter oder sonst einem nützlichen Gewächse taugt, so taugt dagegen der Boden, der solche Gewächse trägt, zum Reisbau nicht.

Ein Morgen Kartoffeln giebt, bestimmten Untersuchungen zufolge, so viel menschliche Nahrung, als viertehalb Morgen Ge-

)e. Die größern Kulturkoſten in Abſicht
Anpflanzens, Behackens und Ausgra-
, ſind, wenn die Kartoffeln an die Stelle
Brache kommen, geringe gegen den Ver-
, das Feld ein Jahr lang ungenutzt zu
n; ſie vergüten ſich zum Theil durch die
nheit und Auflockerung, welche der Bo-
für die Frucht des folgenden Jahres er-
, und laſſen, auf jeden Fall noch immer
n weit größern Ueberſchuß zurück, als
Getreidebau läßt. Sollte dieß Gewächs
als in irgend einem europäiſchen Lande,
h dem Reis in manchen Reisländern zur
ptnahrung des Volks werden, ſo daß es
n eben ſo großen Theil alles Pflugland
einnähme, als Korn und andere zur
ſchlichen Nahrung dienende Getreidear-
jetzt einnehmen; ſo würde dieſelbe Quan-
t kultivirten Bodens eine größere Men-
Menſchen ernähren, und indem man die
nge Landarbeiter insgemein mit Kartof-
unterhielte, bliebe, nach Erſtattung
s auf die Kultur angelegten Verlages
nach Unterhaltung aller darauf gewand-
Arbeit, ein größerer Ueberſchuß. Die
ölkerung würde wachſen, und die Bo-
rente würde weit ihren gegenwärtigen
und überſteigen.

Der zu Kartoffeln taugliche Boden taugt faſt zu jedem andern nützlichen Gewächſe. Nähmen ſie alſo denſelben Theil alles kultivirten Landes ein, den jetzt Korn einnimmt; ſo würden ſie auf dieſelbe Weiſe, wie das Korn es jetzt thut, die Rente der meiſten andern kultivirten Grundſtücke regu liren.

Die Sänftenträger und Kohlenſchwöller in London, und jene unglücklichen Dirnen, die daſelbſt von ihrer Schande leben, das heißt die ſtärkſten Männer und ſchönſten Weibsbilder vielleicht im ganzen brittiſchen Gebiet, ſollen aus der unterſten Volksklaſſe von Irland ſeyn, die faſt lediglich von dieſem Gewächſe lebt. Welche Speiſe hat einen entſcheidendern Beweis von ihrer nährenden Kraft und ihrer Zuträglichkeit für den menſchlichen Körper aufzuzeigen?

Was den Fortgang des Kartoffelbaues verzögert, iſt der doppelte Umſtand, daß ſie ſo leicht verderblich und ſo ſchwer zu transportiren ſind. Indeſſen würde dieſe Schwierigkeit wohl wegfallen, wenn wir nur erſt die mannigfaltigen Benutzungen der Kartoffeln, ſo wie die des Getreides kennen gelernt und Maſchinen und Mühlen zu ihrer Bereitung eingerichtet hätten. Man hat ſie

uf Darren getrocknet, und ſie ſo weite Seereiſen machen laſſen, da ſie ſich dann in jedem Klima ſehr gut gehalten haben. Auch as von dieſen getrockneten Kartoffeln bereitete Mehl iſt, ſo lange man es aufbewahrt at, unverdorben geblieben, und hat die aſſage unter der Linie beſſer, wie Weizenehl, ausgehalten.

So viel iſt gewiß, daß in den volkreichen Gegenden der Kartoffelbau ſelbſt mit bbruch des Getreidebaues ſich hebt, und ei dem Uebergewicht von Nahrung, das er uf gleicher Bodenfläche liefert, in ſolchen egenden, wo ihr Abſatz leicht und ſicher ſt, ſich heben muß; ohne darum das Getreide, deſſen er ſo viel erſpart, vertheuern u können.

IV.

Von den Produkten, die nur abgeleiteterweiſe Rente geben.

Die Nachfrage nach Produkten, welche ur menſchlichen Nahrung dienen, wird durch eſe Produkte ſelbſt erzeugt, indem von hnen das Daſeyn der Menſchen abhängt, nd mit ihnen die Menſchenmenge ſich verehrt. So iſt es nicht mit den übrigen

Produkten, die man mit einem Worte Materialien nennen kann, und die sich auf die andern Bedürfnisse beziehen, unter welchen Kleidung und Wohnung die vornehmsten sind. Die Nachfrage, welche sich nach diesen in irgend einem Lande findet, hängt nicht von ihnen ab, sondern von der Menschennahrung, die entweder in dem Lande selbst, oder in irgend einem andern, mit dem es in Verkehr steht, vorhanden ist.

Nehmlich eines Landes Volksmenge richtet sich nicht nach der Menge von Materialien zur Kleidung, Wohnung und anderm Behuf; sondern nach der Menge der Nahrungsmittel, die es hervorbringt. Ist nur erst für Essen gesorgt; so findet sich für die nöthige Wohnung und Kleidung leicht Rath. Aber diese können zur Hand seyn, während es äußerst schwer hält, Speise zu finden.

Eine Hütte kann von Einem Menschen durch Eines Tages Arbeit errichtet werden. Die einfachste Kleidung von Thierhäuten fordert, wenn schon etwas mehr, doch auch nicht viel Arbeit. Unter wilden Völkerschaften ist wohl der hundertste Theil der Arbeiten des ganzen Jahrs hinreichend, sie mit solcher Kleidung und Wohnung zu versehen, als den meisten unter ihnen genügt: alle die

andern neun und neunzig Theile ſind oft nur eben genug, ſie mit Eſſen zu verſorgen.

Aber nach Maaßgabe, wie mit zunehmender Bodenkultur der Ueberſchuß von Eßwaaren über den Selbſtbedarf der Producenten, die ſolche liefern, zunimmt; nimmt auch der Theil der Menſchen zu, der freie Hände behält, ſich mit andern Verrichtungen zu befaſſen. Kann eine Familie mit ihrer Arbeit Nahrung für zwei Familien ſchaffen; ſo iſt die Arbeit von einer Hälfte der Nation hinreichend, die ganze Nation mit Nahrung zu verſehen. Die andre Hälfte kann ſonach zur Beſorgung andrer Dinge oder zur Befriedigung der andern würklichen oder eingebildeten Bedürfniſſe gebraucht werden. Und hier gibt es für ſie einen unbeſtimmbar großen Würkungskreis, da dieſe Bedürfniſſe faſt unbegränzt ſind.

An Nahrung wird der Quantität nach kaum mehr von dem reichen Manne verzehrt, als von dem armen; wenn jene ſchon an Quantität beſſer iſt, und in Abſicht auf Auswahl und Zubereitung mehr Arbeit koſtet. Aber man vergleiche dagegen die Garderobe und den Pallaſt des einen mit den Lumpen und der Hütte des andern, und man wird den Unterſchied in ihrer Kleidung, Wohnung

und Hausgeräthschaft nicht minder groß an Menge finden, als an Beschaffenheit.

Die Eßlust hat ihre Gränze, aber das Verlangen nach Bequemlichkeiten und Zierden in Wohnung, Anzug, Hausrath, Möbeln und Equipage scheint ins Unendliche zu gehen. Wer also mehr Nahrung zu Befehl hat, als er selbst verzehren kann, ist immer bereit, den Ueberschuß davon, oder was einerlei ist, den Preiß desselben, für Genüsse dieser Art hinzugeben. Und diejenigen, welchen es an Nahrung gebricht, strengen sich an, jene Lüsternheit des Reichen zu befriedigen; und wetteifern mit einander, wer ihm am wohlfeilsten und vollkommensten die Sachen, die er verlangt, liefern könne.

Nicht genug, daß solchergestalt mit der zunehmenden Bodenkultur und der dadurch vermehrten Nahrung, die Anzahl von Werkleuten zunimmt; sondern, da die Natur ihrer Beschäftigungen die äußerste Arbeitstheilung gestattet, so nimmt die Menge von Materialien, die sie verarbeiten können, in noch viel höherem Verhältnisse zu, als die Anzahl der Werkleute. Auf solche Weise entsteht und wächst die Nachfrage nach Materialien aller Art, von denen menschliche

Erfin-

Erfindungskraft nur irgend einen Gebrauch zum Nutzen oder Schmuck an Gebäuden, Kleidung, Möbeln, Equipage und dergleichen erſinnen kann. Mit der Nachfrage aber ſteigt der Preiß ſolcher Produkte dergeſtalt, daß ſie fähig werden, Rente zu geben.

So iſt alſo Nahrung nicht nur die urſprüngliche Quelle von Rente; ſondern jedes andre Produkt, das nachgehends Rente giebt, leitet denjenigen Theil ſeines Werths, der in Rente beſteht, davon her, daß die Arbeitskräfte angewandt auf das Hervorbringen von Nahrung mittelſt der zunehmenden Bodenkultur an Würkſamkeit zunehmen, und ſonach eine immer größre Maſſe von Nahrung liefern.

Aber dieſe andern Produkte, welche nachgehends Rente geben können, geben ſolche nicht einmal jederzeit würklich. Selbſt in einem Lande von beträchtlicher Bodenkultur ſind ſie nicht immer in ſo ſtarker Nachfrage, daß ihr Preiß über den Satz emporſtiege, auf welchem er nur eben hinreicht, den zu ihrer Feilſtellung nöthigen Aufwand an Arbeit und Verlag, ſammt dem üblichen Profit zu erſtatten. Und dann kommt es bei der Frage: ob und wieviel ſie würklich Rente geben werden? außer der Nachfrage

noch auf die Ergiebigkeit des Bodens, und deſſen Lage gegen den Abſatzort an. Im Allgemeinen läßt ſich darüber Folgendes bemerken.

Allemal geben ſie Rente, wenn ſie irgends gebaut werden. Ihr künſtlicher Anbau ſelbſt beweiſet, daß ihr Preiß, außer dem Erſatz des dazu erfoderlichen Lohnes und Vorſchuſſes ſammt dem gehörigen Profite, noch einen Ueberſchuß läßt, der eben die Rente ausmacht. Baut man ſie auf Land, das eben ſowohl auch Eßwaaren oder Viehfutter trüge; ſo wird ihre Rente durch die Rente, welche dieſe geben würden, regulirt. Es z. B. können Flachs und Hanf nicht weniger Rente bringen, als das Getreide, deſſen Stelle ſie einnehmen; ſonſt zöge man den Bau von dieſem vor. Auch können ſie nicht größre Rente geben, ſonſt räumte man ihnen mehr Getreideland ein. In einigen nordweſtlichen Gegenden Frankreichs baut man Ginſter zur Feuerung; wovon alſo die Rente wenigſtens derjenigen gleich ſeyn muß, die derſelbe ſchlechte Boden, zu Viehweide, oder zu was ſonſt angewandt, gewähren könnte.

Nicht anders iſt es mit den köſtlichen Materialien; von denen daſſelbe gilt, was oben von den feinern Nahrungsartikeln, wie

in, Zucker und dergl. gesagt ist. Ihre
rte wird eben so gut, wie die von dem
ngsten Material durch die Rente regu-
, die derselbe Boden, zu Kornbau be-
t, gäbe: ausgenommen den einzigen Fall,
ihre Vermehrung mit der zunehmenden
frage darum nicht Schritt halten kann,
des Bodens, der allein sie zu liefern
nig, nicht genug vorhanden ist. So
ührt der Krapp in Schlesien und selbst
Seeland, wo er am vortrefflichsten fällt,
Abzug alles des Aufwandes, den seine
tur erfodert, nicht mehr Profit und
te, als Runkelrüben, oder irgend eine
eine Feldfrucht, mit deren Abbruch sein
au sich erweitern könnte, und doch nicht
iera. Safflor oder Baumwolle bringen
Egypten nicht mehr Rente, als Bohnen
Flachs. Und in Bengalen sind Maul-
felder zur Seidengewinnung, so wie No-
eien, d. i. Gärten zur Zucht der Coche-
nicht einträglicher als Weizenfelder und
ülsegärten, die man in jene verwandeln
te, aber nicht verwandelt. Der vor-
in Thüringen sehr stark betriebene
bau hat seit der Einfuhr des amerikä-
en Indigo sehr abgenommen; zum kla-
Beweise, daß seine Rente unter die Rente

von Flachs und Korn fiel, welche Gewächse man jetzt statt des Waids bauet. Und ein ähnliches Schikſal hatte vor wenigen Jahren in Hindoſtan der zu weit getriebene Bau des Indigo.

Das Material zu den feinſten Shawls von Caſchemir iſt ein Flaum, welchen die Natur den auf den hohen Gebirgen in Thibet weidenden Ziegen zum Schutz gegen die ſcharfe Witterung giebt, und den ſie verlieren, ſobald ſie nach einer niedrigern und wärmern Gegend verſetzt werden. Sollte die Vermehrung dieſes Materials ſolchergeſtalt beſchränkt iſt, könnte die Nachfrage einen Preiß und ſomit auch ſeine Menge unbeſtimmbar hoch emportreiben. Eine ganz ähnliche Bewandtniß hat es mit der Vicunawolle, einem Produkt von einer eignen Art Thieren auf den peruaniſchen Cordilleren.

Es giebt Produkte, die neben einem Beſtandtheil, der zur Nahrung dient, noch einen andern liefern, der ein Material abgiebt, wie z. B. die Waben neben Honig noch Wachs, oder wie das Schaf- und Rindvieh neben Fleiſch und Milch, noch Talg, Wolle und Häute liefern. Unter rohen Nationen, die dergleichen Produkte wegen jenes erſtern Beſtandtheiles ziehen, würde der andere bei ſo

nem Ueberfluß und geringem Verbrauch, oft
anm einigen Tauſchwerth haben. Was woll
en z. B. die Baſchkiren mit alle dem Wachs,
der die Kirgiſen mit alle dem Talg ma
hen, das jenen bei ihrer Bienenzucht, die
e des Honigs wegen, und dieſen bei ihrer
Viehzucht, die ſie des Fleiſches wegen trei
en, nebenbei zufällt. Die Fülle von Nah
ung in kultivirten Ländern iſt es, woraus
ie Nachfrage entſpringt, die nach Materia
ien ſich bis zu ſolchen Nationen hin erſtreckt,
nd ſo geſchieht es, daß, indem z. B. ſibi
iſches Wachs in ſpaniſchen Kirchen brennt,
nd ſibiriſches Talg von den Britten zu Lich
rn und Seife gebraucht wird, dieſen Ma
rialien ein Preiß zuwächſt, der eine Rente
ewährt.

In kultivirten Ländern kann es geſchehen,
aß manches ſolcher Produkte mehr des Ma
rials als der Nahrung wegen gezogen wird;
ie z. B. in mancher ſandigen Gegend von
ngland Kaninchengehege eine gute Rente
eben, die nicht ſowohl von dem ſchlech
n Fleiſch dieſer Thiere, als von ihrem
euren Fell einkommt. *)

*) Nach Arthur Young (in general view of the agriculture of Suffolk. London 1797. p.

Materialien, die man noch nicht eigends erzieht, können gar wohl in mancher Gegend ſelbſt eines ſonſt im Ganzen ſchon ziemlich kultivirten Landes wenig oder nichts ab Rente geben; obgleich ihr Preiß im Kulturfortgange allemal zu ſteigen ſtrebt, und zwar bis zu dem Punkt, bei welchem es vortheilhaft wird, ſie eigends zu erziehen. So iſt es mit dem Holz. Nicht nur in mancher Bienengegend von Nordamerika würde der Grundeigner Jedem, der ihm die meiſten groſſen Bäume von ſeiner Rodung umſonſt wegnehmen wollte, ſehr dafür danken: ſondern ſelbſt in mancher Gegend des ſchottiſchen Hochlandes iſt, aus Mangel an Straßen- und Waſſerfahrt, die Rinde das einzige, was von Bäumen zu Markt gehen kann; das Holz läßt man auf dem Grunde verfaulen. Im Fortgange der Bodenkultur ſteigt nothwendig der Holzpreiß, und zwar aus eben den Urſachen, und faſt auf eben die Weiſe, wie der Viehpreiß. Denn je mehr der Landbau ſich erweitert, deſto mehr nehmen die urſprünglich den größten Theil

199.) verhält ſich der Werth des Fettes zum Werth des Fleiſches vom Kaninchen jetzt wie 7 zu 3, ſelten wie 7 zu 6.

des Bodens bedeckenden Wälder ab; indem sie theils durch Rodung in Pflugland verwandelt, theils durch den Weidegang des zahlreicheren Viehes zu Grunde gerichtet werden. Denn zahlreiche Viehheerden in Wäldern weidend, zerstören sie gleich die alten Bäume nicht, hindern den Aufwuchs der jungen, so daß mit der Zeit der ganze Wald zu Grunde geht. Andrerseits macht die mit der zunehmenden Bodenkultur anwachsende Volksmenge den Holzverbrauch zum Bauen sowohl als Brennen stärker. Indem auf solche Weise das Holz immer seltner und die Nachfrage darnach immer stärker wird, kann sein Preiß so steigen, daß er eine hohe Rente gewährt, und daß der Grundherr wohl seinen besten Boden kaum vortheilhafter zu benutzen weiß, als wenn er ihn mit Holz bepflanzt. Dieß scheint jetzt so ziemlich der Fall in mancher Gegend von Großbritannien zu seyn; wo das Holzpflanzen für nicht minder einträglich, als der Kornbau gehalten wird. Ueber die Rente von Kornbau kann der Vortheil der Holzzucht nirgend steigen, wenigstens nicht auf lange Zeit; aber wohl kann er ihr nahe genug kommen in einer hochkultivirten Gegend, wenn sie weit ab von der See liegt. Ist sie

der See nahe, ſo kann ſie freilich, wenn Steinkohlen zur Feuerung für ſie bequem zu haben ſind, ihren Bedarf an Bauholz manchmal wohlfeiler aus minder kultivirten Ländern holen, als ſelbſt daheim erziehen; wie z. B. in der Neuſtadt von Edinburg vielleicht nicht ein Splitter ſchottiſchen Bauholzes ſteckt.

Noch ungewiſſer iſt es, ob ſolche Materialien, die gar nicht durch Kunſt vermehrbar ſind, d. h. die zum Mineralreich gehören, ſelbſt bei der höchſten Bodenkultur des Landes, wo ſie gefunden werden, Rente geben oder nicht. Immer hängt dieß ab von der Leichtigkeit, mit welcher ſie gewonnen werden können, und von der Lokallage des Bodens, wo man ſie findet: und zwar kommt bei den geringern Arten derſelben eben ſo viel auf den einen dieſer Umſtände, wie auf den andern an; bei den köſtlichen aber, d. i. ſolchen, die einen hohen Werth und einen kleinen Raum enthalten, und alſo leicht transportirbar ſind, mehr auf den erſtern, als den letztern.

Ob z. B. ein Steinkohlenlager Rente gewähren kann, oder nicht, hängt theils von ſeiner örtlichen Lage, theils von ſeiner Ergiebigkeit ab. Manches, das ergiebig ge-

nug iſt, kann wegen ſeiner unvortheilhaften Lage nicht gebauet werden. Es ließe ſich aus ihm mit gleicher oder minderer Arbeit eine eben ſo große Quantität dieſes Foſſils ziehen, als aus einem andern, das in vollem Baue ſteht, gezogen wird; aber in einer weit ab von der Küſte gelegenen, dünn bevölkerten, und weder mit Waſſerfahrt noch guten Landſtraßen verſehenen Gegend fände dieſe Quantität keinen Abſatz. Dagegen giebt es andre vortheilhaft gelegene Kohlenminen, die gleichwohl gar nicht oder höchſtens vom Eigner ſelbſt gebaut werden können; weil ſie nicht genugſam ergiebig ſind. Man baut ſie gar nicht, wenn ihr Ertrag die Koſten nicht einbringt, und ſonach weder Profit noch Rente gewährt. Reicht ihr Ertrag nur eben hin, die zu ihrem Bau nöthigen Auslagen an Lohn und Verlag ſammt üblichen Profit wiederzugeben; ſo kann der Eigner ſie bauen, aber niemand ſonſt, weil jener niemanden ohne Rente den Bau geſtatten wird, und eine Rente ſich davon nicht aufbringen läßt. Mit einigen Kohlenwerken in Schottland iſt dieß würklich der Fall.

Es giebt einen niedrigſten Preiß, um den die Steinkohlen eine Zeitlang feil ſeyn

können, und das ist der, welcher nichts
Rente enthält. Auf diesem Preiße st
sie gemeiniglich an den Minen, die
mand, als der Eigner selbst, bauen kan
Auch hat ihr Preiß ein Maximum.
sie ein minder angenehmes und wie
sagt; auch ein minder gesundes Brenn
rial abgeben, als Holz; so muß an
Ort, wo man sich ihrer zum häuslichen
brauch bedient, die Feuerung mit ihnen
was weniger kosten, als die Feuerung
Holz. Kommt jene eben so theuer zu
hen, als diese; so ist dann an dem Ort
bei diesen Umständen der Kohlenpreiß
hoch, als er seyn kann. Dieß scheint
Fall in mancher innern Gegend von E
land, besonders in Oxfordshire, zu s
wo selbst die gemeinen Leute zu ihrer F
rung Holz und Steinkohlen zusammen
sehen: ein klarer Beweis, daß der Un
schied an Kosten dieser beiden Brennst
nicht groß seyn kann. In Königsberg n
den brittische Steinkohlen gebraucht z
Schmieden, aber sonst zu keiner häusli
Feuerung. Sie müssen also bei jenem
brauch in Betracht des größern und sch
lern Effekts, den sie leisten, wohlfeiler
Holzkohlen seyn; indessen hat auch bei

ſer Anwendung ihr Preiß an dem Preiße der Holzkohlen eine natürliche Gränze.

In jeder Steinkohlengegend ſind die Steinkohlen ſehr weit unter dieſem höchſten Preiße. Wären ſie es nicht; ſo könnten ſie die Koſten einer weiten Fahrt zu Waſſer oder zu Lande nicht ertragen. Es könnte daher nur eine kleine Quantität abgeſetzt werden; und doch finden Unternehmer ſowohl als Eigner von Kohlenwerken, jene, daß ſie mehr an Profit, dieſe, daß ſie mehr an Rente gewinnen können, wenn eine große Quantität zu einem Preiße, der nur etwas über dem niedrigſten iſt, als wenn eine kleine Quantität zu dem höchſten Preiße abgeſetzt wird. Sie ziehen daher jenen mäßigern Preiß vor. Allemal regulirt daher die ergiebigſte Kohlenmine den Preiß der Kohlen an allen andern Minen in ihrer Nachbarſchaft. Die Grundherren ſowohl, als Unternehmer dieſer andern Minen ſehen ſich bald genöthigt, auf denſelben Preiß herabzugehen, der an jener beſteht; obgleich ſie ihn nicht ſo gut erſchwingen können, und obgleich er ihren Profit ſowohl, als ihre Rente allemal ſchmälert und bisweilen gänzlich wegnimmt. — Denn es iſt weniger vortheilhaft, eine Quantität Waaren mit z. B. ei-

nem reinen Vortheil von 9 Prozent als 2 mal oder 3 mal ſoviel mit einem Vortheil von 6 Prozent zu verkaufen, wenn man die Wahl hat, beides zu thun. — Manches ſolcher Kohlenwerke wird aufgegeben, manches andre gewährt keine Rente, und kann daher bloß vom Eigner gebauet werden.

Rente, ſelbſt wenn Steinkohlen eine geben, macht insgemein in dem Preiße derſelben einen geringerm Beſtandtheil aus, als in dem Preiße der meiſten andern rohen Produkte. Während in Großbritannien die Rente von einem Grundſtück über der Erde insgemein ein Drittheil des veranſchlagten rohen Ertrages ausmacht, und gewöhnlich eine gewiſſe und von dem zufälligen Wechſel der Ernten unabhängige Rente iſt; pflegt bei Kohlenminen ein Fünftheil des rohen Ertrages eine ſehr große Rente, ein Zehntheil die gemeinſte zu ſeyn: und ſelten iſt ſie eine gewiſſe Rente; ſondern hängt von dem zufälligen Wechſel des Ertrages ab. Dieſer Wechſel iſt ſo groß, daß in einem Lande, wo der dreißigjährige Reinertrag von Landgütern für einen mäßigen Kaufpreiß derſelben gilt, der zehnjährige Reinertrag für einen guten Kaufpreiß einer Kohlenmine gehalten wird: oder mit andern Worten, daß,

wo man ein Landgut zu 3½ Prozent ge-
kauft, wohlfeil nennt, eine Kohlenmine zu
10 Prozent gekauft, theuer heißt.

Der Werth einer Metallmine für den
Eigner hängt mehr von ihrer Ergiebigkeit
ab, und weniger von ihrer Lage; weil selbſt
die gemeinen und noch mehr die edeln von
solchem Werthe ſind, daß ſie die Koſten ei-
nes ſehr weiten Land- und des weiteſten
Seetransports ertragen.

Der Preiß der weſtphäliſchen Steinkoh-
len kann auf den Preiß der ſchleſiſchen nicht
wohl, und auf den Preiß der ungariſchen
gar nicht würken; ſofern jene erſten mit den
zweiten nicht wohl und mit den dritten gar
nicht in Konkurrenz kommen können. Aber
die Metalle aus noch ſo weit von einander
entlegnen Minen können nicht nur, ſon-
dern werden würklich in Konkurrenz ge-
bracht. Der Preiß daher, den die gemei-
nen und noch mehr der Preiß, den die edeln
Metalle bei den ergiebigſten Minen der Welt
haben, muß nothwendig auf ihren Preiß in
jeder andern Mine würken, mehr oder we-
niger, je nachdem dieſe Metalle von mehr
oder minder koſtbarer Art, und ſonach mehr
oder minder leicht transportirbar ſind. Der
Preiß des Zinnes in England muß einigen

Einfluß haben ſelbſt auf den Preiß des Zinnes aus den Minen in Malakka. Beiderlei Zinn kommt auf ſo entlegnen Märkten, wie z. B. Canton und Amſterdam, mit einander in Konkurrenz. Der Preiß des Silbers in Peru, das heißt, die Quantität Arbeit oder anderer Güter, die man dort dafür kaufen kann, muß auf den Preiß des Silbers aus den europäiſchen nicht nur, ſondern ſelbſt aus den chineſiſchen Silberminen Einfluß haben. Auch geriethen nach Entdeckung der Peruaniſchen Minen die meiſten europäiſchen in Stillſtand. Der Silberpreiß ſank dermaßen herab, daß ihr Ertrag nicht länger die Koſten ihres Betriebes decken, oder, mit einem gehörigen Profit, die Nahrung, Kleider und andern Bedürfniſſe, die bei ihrem Betriebe verbraucht wurden, wieder erſtatten konnte.

Wird aber durch den Preiß, den ein Metall bei ſeiner fruchtbarſten Mine in der Welt gilt, wo es natürlich am tiefſten ſteht, ſein Preiß bei jeder andern Mine mehr oder weniger regulirt; ſo wird es bei den meiſten andern Minen wenig über die Betriebkoſten übrig laſſen, und ſonach ſelten dem Grundherrn eine hohe Rente gewähren können. Noch mehr als bei den gemeinen

Metallen muß das der Fall bei den edeln ſeyn; aus dem beſondern Grunde, weil, erſtens, der Eifer, Silber- und Goldbergwerke zu bauen, kraft des unter den Menſchen ſo ſehr herrſchenden Wahnglaubens an ihr eigenes gutes Glück überaus groß; und, zweitens, die Kauflust in Abſicht auf Silber und Gold, bei dem hohen Tauſchwerth dieſer Metalle, ſehr begränzt iſt. Auch ſcheint nach aller Erfahrung Rente würklich nur einen kleinen Theil von dem Preiße der gemeinen Metalle, und einen noch kleineren von dem Preiße der edeln an den meiſten Minen auszumachen; in Arbeitslohn und Verlagsprofit beſteht der gröſßte Theil des Preißes von beiden.

So z. B. iſt ein Sechstheil des rohen Ertrages die Rente von verſchiednen ſehr ergiebigen Bleiminen in Schottland. Auch geben die fruchtbarſten Zinnminen in der Welt, die cornwallſchen, im Durchſchnitt ein Sechstheil des rohen Ertrages dem Grundeigner an Rente, und außerdem an einer Art an Regalabgabe für den Herzog von Cornwall über ein Zwanzigtheil, welches, wäre dieſe Abgabe nicht, natürlich ebenfalls der Rente des Grundeigners zuwachſen würde. Sie geben alſo, kann man annehmen,

an Rente $\frac{13}{100}$ des rohen Ertrages. D reichſten Silberminen der Welt, die Per aniſchen, gaben dem Könige von Spanie bis zum Jahr 1736 ein Fünftheil oder $\frac{1}{5}$ des fertigen Silbers an Regalabgabe; n dieß konnte bis auf jene Zeit als die wärt che Rente jener Minen betrachtet werde weil der Grundeigner des Bodens, woru ſich eine ſolche Mine fand, von den U ternehmern, die ſie bauen, gewöhnlich w ter nichts an Abfindung erhielt, als d ihr rohes Erz auf ſeiner Mühle gegen d ordentlichen Pochlohn gepocht werden ſoll Seit 1736 hat die Regalabgabe gar auf e Zehntheil oder $\frac{10}{100}$ herabgeſetzt werden mü ſen. Selbſt alſo, wenn man annimmt, werde dieſe Abgabe vom Silber eben ſo ri tig bezahlt, als jene vom Zinn, (da doch Verſuchung und Gelegenheit zum Unterſch bei Silber, das einen höhern Werth in n nigern Raum enthält, viel größer, als Zinn iſt,) verhält ſich doch die Rente v Silber zu der von Zinn bei den reichſt Gruben dieſer Metalle, wie ſechs zu de zehn, und reicht ſonach nicht an die Hälf von dieſer.

Daß auch die Profite der Bergbaun ternehmer in Peru gemeiniglich nicht ſehr b

deute

deutend ſind, läßt ſich daraus abnehmen, daß nach glaubwürdigen Nachrichten, dieſe Leute dort in großem Mißkredit ſtehen, und wenn ſie Anleihen ſuchen, ſich zu ganz enormen Geldzinſen bequemen müſſen.

Vom Golde hat die Regalabgabe an den König von Spanien nach und nach von einem Fünftheil auf ein Zehntheil und zuletzt auf ein Zwanzigtheil herabgeſetzt werden müſſen; und das Zwanzigtheil ſcheint die ganze Rente von den meiſten Goldminen in Peru und Chili zu ſeyn. Bei den Braſilianiſchen Goldminen ſteht die Regalabgabe zwar noch auf einem Fünftheile. Aber da Gold, außerdem, daß es einen ſehr viel kleinern Raum als Silber bei gleichem Werth einnimmt, ſich faſt allemal gediegen findet, und ſonach der Unterſchleif dabei ſehr viel leichter iſt; ſo wird die Regalabgabe von Golde wohl noch weit ſchlechter, als die von Silber entrichtet, und Rente macht ſonach wohl einen noch weit kleinern Theil des Goldes, als des Silbers aus.

Der Preiß der edeln Metalle hat ſein Minimum. Tiefer kann er nicht herabgehen, als bis auf den Punkt, wo er eben nur hinreicht, den zu ihrer Gewinnung und

Bereitung erfoderlichen Verlag samm
üblichen Profit zu erstatten.

Ein Maximum dagegen hat er nic
wird in seinem Steigen nicht durc
Preiß irgend einer andern Waare be
etwa so wie der Preiß der Steinkohlen
den des Holzes, indem (Quantitäte
gleicher Feuerungskraft vorausgesetzt)
Brennwaare nie theurer denn diese
kann: sondern durch zunehmende Sel
könnte das kleinste Stückchen Gold ein
hern Tauschwerth gewinnen, oder eine
ßern Quantität andrer Güter gleich
als diejenigen Dinge, welche jetzt den
sten Tauschwerth haben.

Der Edelsteine hoher Preiß beste
den meisten Fällen fast ganz aus A
lohn und Verlagsprofit. Rente hat
mein einen sehr geringen, oft gar keinen
daran; nur die ergiebigsten Minen gen
irgend eine beträchtliche Rente. So
der Juwelirer Tavernier, als er die
mantminen von Golconda und Visapo
relsete, daß der Landesherr, für dessen
nung sie bearbeitet wurden, alle and
auf die, welche die größten und schönsten
ne lieferten, hatte schließen lassen; vermu

veil mit jenen andern nichts an Rente zu
jewinnen war.

Aus dem bisher Geſagten ergiebt ſich,
venn man den Bergbau mit dem Landbau
ergleicht, zwiſchen beiden folgender merk-
würdiger Unterſchied.

Die Rente, welche irgend ein Bergwerk
einem Eigner gewähren kann, richtet ſich
nicht darnach, wie ergiebig es, an ſich be-
rachtet, ſondern um wie viel es ergiebiger
ſt, als andre Bergwerke derſelben Art.
Vornehmlich gilt das von den edeln Metal-
en und Edelſteinen. Würden Silberminen
ntdeckt, eben ſo ſehr überlegen denen, die
nan jetzt in Amerika bauet, als es dieſe den
uropäiſchen ſind; ſo möchten die jetzigen
merikaniſchen wohl daſſelbe Schickſal haben,
as ſeit ihrer Entdeckung die europäiſchen
raf; ſie würden wenig oder nichts an Rente
eben, und wohl gar nicht einmal vom Eig-
er ſelbſt gebaut werden können; da, wie
ezeigt worden, der Preiß der edeln Me-
alle an ihrer ergiebigſten Mine in der Welt,
hren Preiß an jeder andern Mine regu-
irt.

Der Werth, den das geſammte Produkt
iner Mine und folglich auch das zur Rente
chende Stück deſſelben hat, wird nicht noth-

wendig größer nach Maßgabe, wie das
dukt und dieß zur Rente gehende Stü
ſelben an Maſſe zunimmt. Vor der
deckung von Amerika konnten die fru
ſten europäiſchen Silberminen dem
kum ein an Werth eben ſo großes P
und ihrem Grundherrn eine an Wert
ſo große Rente gewähren, als jetzt
giebigſten amerikaniſchen Minen. Wa
die Quantität Silber, die aus ihnen g
wurde, viel kleiner; ſo konnte ſie do
eben ſo große Quantität Güter eintau
und der Theil davon, der dem Grun
an Rente zufiel, ſetzte ſie in den
eine eben ſo große Quantität Arbeit
fehlen oder zu kaufen.

Werden jetzt vierzig Centner Sil
reichſten Gruben eben ſo leicht abgeno
als damals zehn, und beträgt die
jetzt, wie damals ein Zehntheil, ſo
dieſer Ertrag und dieſe Rente darum
ſie viermal größer ſind, nicht auch da
blikum und die Grundherrn viermal r
es kann der Werth, den die viermal
Maſſe Silber jetzt hat, derſelbe ſeyn
die einfache damals hatte. Und der
Vortheil, der für die Welt aus dieſe
änderung entſteht, iſt, daß man E

ſchaften und Zierrathen von Silber für eine kleinere Quantität Arbeit oder Waaren eintauſchen kann.

Ganz anders verhält es ſich mit dem Landbau:

Ländereien, wie wenig fruchtbar ſie auch ſeyn mögen, werden in ihrem Werth durch die Nachbarſchaft der fruchtbarſten Grundſtücke nicht erniedrigt, ſondern vielmehr erhöht. Sie werden nicht erniedrigt: denn das Quantum von Nahrung, Kleidungsſtoffen und Baumaterialien, welches ſie hervorbringen, kann jederzeit eine gewiſſe Anzahl Leute ſättigen, kleiden und behauſen; und was auch immer für ein Antheil davon an Rente dem Grundeigner zufalle: ſo wird dieſer allemal eine verhältnißmäßige Quantität von Arbeit oder von alle dem, was durch Arbeit hervorgebracht wird, dafür zu Gebot haben. Sie werden vielmehr ſogar erhöht: denn ſo manches ihrer Erzeugniſſe findet unter der großen Menge Menſchen, die in der fruchtbaren Nachbarſchaft leben, ſeinen Markt, den es unter den eignen Einwohnern nie könnte gefunden haben.

Der Ertrag an unmittelbaren Lebensbedürfniſſen hat allemal einen ſeiner Größe proportionalen Werth. Liefern gewiſſe Länder

reien eine dreimal ſo große Maſſe von L
bensmitteln, als andre von gleichem Umfa
ge bei gleicher Arbeit liefern; ſo wird je
dreimal größere Maſſe, abgeſehen von all
andern Umſtänden, auch dreimal mehr wer
ſeyn, nehmlich dreimal ſo viel Arbeit u
terhalten, oder Erzeugniſſe der Arbeit ta
ſchen können.

Alles, wodurch eines Bodens Fruchtba
keit, Nahrung hervorzubringen, verſtärkt wir
erhöhet nicht nur den Werth der Grundſtück
die ſolchergeſtalt verbeſſert werden; ſonde
trägt auch dazu bei, den Werth mancher a
dern zu erhöhen, für deren Erzeugniß
eine neue Nachfrage verſchafft. Jener Ueb
fluß von Nahrung, der, kraft des erweit
ten und verbeſſerten Landbaues, vielen Le
ten über ihren eignen Bedarf angehört,
es, der die Nachfrage nach edeln Metall
und Edelſteinen ſowohl, als nach allem A
dern erzeugt, was irgend zur Bequemli
keit und Zierde in Hinſicht auf Anzug, G
bäude, Möbel und dergleichen dienen kan
Nahrung macht nicht nur das Hauptſtü
des Reichthums der Welt aus, ſondern d
Ueberfluß von Nahrung iſt es, der viel
andern Arten von Reichthum das Hau
ſtück ihres Werths ertheilt

V.

Was gehen bei zunehmender Bodenkultur, für Veränderungen vor in den Proportionen zwiſchen den gegenſeitigen Sachwerthen der verſchiednen Produktarten?

So wie die Bodenkultur ſich ausdehnt nd verbeſſert, ſtreben die gemeinen vegetailiſchen Eßwaaren ihrem Sachpreiße nach erunter zu gehen; theils, weil dann die ruchtbarkeit des Bodens zunimmt, oder ſein rtrag, den er bei gleicher Arbeit giebt, ermehrt wird; theils weil dann manche Gatung ſolcher Eßwaaren, die man im rohen uſtande des Ackerbaues nur mit dem Spaen auf kleinen Gartenflecken ziehet, wie üben, Bohnen, Möhren, Kohl u. d. auf eldern mit dem Pfluge wieder mühſam gebaut, und manche neue Gattung, die weniger Land und nicht mehr Arbeit als das Getreide fodert, und daher wohlfeiler zu Markte ommt, einheimiſch gemacht wird. Wohin . B. Kartoffeln und Mays gehören; dieer für die ſüdlichen, jene für alle Gegenen: die wichtigſte Bereicherung, die der europäiſche Landbau, vielleicht die Europa ſelbſt,

der großen Ausdehnung seiner Schiffa
und seines Handels zu danken hat.

Alle andere Produktarten streben, bei
nehmender Bodenkultur ihrem Sachwer
nach zu steigen, weil die Nachfrage n
ihnen mit der Fülle von Nahrung zunim
die eine Folge des größern und bessern La
baues ist. Zwar wird die Nachfrage n
diesem oder jenem Produkt, in verschiedi
Ländern, und selbst in dem nehmlichen L
de zu verschiednen Zeiten, bei gleichem G
be von Bodenkultur nicht immer gleich se
Stärker wird sie z. B. nach Materialien
Feuerung und zu warmer Kleidung in ein
nördlichen Lande seyn, als in einem sü
chen; stärker vielleicht nach Fischen in dem
ben Lande, wenn es katholisch, als wenn
protestantisch ist. Aber wie ungleich auch
mer nach Himmelsstrich und Sitte, bei g
cher Bodenkultur, die Nachfrage nach ei
lei Produkt seyn mag; so strebt sie doch
jedem Lande, alles übrige gleich gesetzt,
zunehmender Bodenkultur, zu wachsen.

Man möchte demnach wohl erwart
daß in den Proportionen zwischen den
genseitigen Sachwerthen der gemeinen v
tabilischen Nahrungsmittel, z. B. des
treides, und aller jener andern Produkte

ine einzige Veränderung während des gan-
en Fortgangs der Kultur vorgehen ſollte.
lle jene andere Produkte ſollten nehmlich
egen die vegetabiliſchen Lebensmittel unab-
ßig ſteigen, oder einer immer gröſsern
uantität derſelben gleich gelten, mit einem
orte, immer theurer werden. Auch iſt
as mit den meiſten, und in den meiſten
ällen auch würklich geſchehen: und wenn es
icht mit allen und in jedem Fall geſchehen
ſt, ſo rührt dieß davon her, daß dieſe Pro-
ukte, was ihre Vermehrbarkeit betrift, von
ehr ungleicher Natur ſind, und daß durch
eſondre Ereigniſſe die Lieferung einiger von
hnen noch ſtärker als die Nachfrage zuge-
ommen, und dieſe gleichſam überflügelt
at.

In Hinſicht auf ihre Vermehrbarkeit
laſſen ſie ſich insgeſammt in vier Klaſſen
heilen.

Die erſte Klaſſe befaßt diejenigen Pro-
dukte, die kaum vermehrbar ſind, und von
denen eine gröſsere Menge ſich weder durch
Zufall auffinden, noch durch Kunſt anſam-
meln läßt.

Die zweite begreift diejenigen, welche
der menſchliche Fleiß nach Verhältniß der
zunehmenden Nachfrage vermehren kann, ohne

dabei durch etwas ſonſt, als den An
vegetabiliſchen Hauptnahrung beſchr
ſeyn.

Die dritte Klaſſe befaßt diejenigen
Vervielfältigung noch durch andere il
genthümliche Umſtände begränzt iſt.

Die vierte endlich diejenigen, wel
nicht durch Kunſt vermehrbar, ab
weiß nicht, wo und in wie großen o
nen Quantitäten, im Schooße der E
borgen ſind, ſo daß die Bemühung d
ſchen ſie häufiger zu gewinnen, vo
wiſſem Erfolg iſt.

Im Fortgange der Kultur kön
Produkte von der erſten Klaſſe ihren
preiße nach, gränzenlos ſteigen. S
der zweiten können zwar auch ſehr
hen, aber doch über einer gewiſſen
ſich, irgend eine beträchtliche Zeit h
nicht halten. Die von der dritten u
ten, ob ſie gleich im Kulturfortg
ſteigen ſtreben, können dennoch, u
jene nach beſondern die Aus- und
betreffenden Umſtänden, dieſe, nach
Zufall ihre häufigere Entdeckung be
oder nicht, bei dem nämlichen Kult
manchmal ſogar ſinken, manchmal unv
bleiben, manchmal mehr oder weniger

Zu der erſten Klaſſe gehören diejenigen
rodukte, deren Vermehrung der menſchliche
eiß kaum in ſeiner Gewalt hat. Sie be-
hen in ſolchen Dingen, welche die ſich ſelbſt-
laſſene Natur allein, und nur in gewiſſen
uantitäten erzeugt, und welche zu vergäng-
h ſind, als daß man das Erzeugniß meh-
rer Jahre zu Vorräthen anſammeln könnte.
o iſt es mit dem meiſten wilden Geflügel,
ſonderheit mit allen Zugvögeln, mit man-
en ſeltenen Seefiſchen, mit den eßbaren in-
aniſchen Vogelneſtern, zum Theil mit Trüf-
ln, und manchen andern Dingen. Sofern
enſchliche Betriebſamkeit nicht wohl eine
ößere Quantität ſolcher Dinge zu ſchaffen
rmag, als ſich von ſelbſt vorfindet; und
fern mit zunehmendem Reichthum und
ohlleben die Nachfrage nach ihnen wettei-
rnd zunimmt, kann ihr Preiß zu einer
beſtimmbaren Höhe ſteigen. Er ſcheint in
r That durch nichts begränzt zu ſeyn.
enn käme es auch dahin, daß eine Schne-
e oder eine Trüffel zehn Friedrichsd'or,
er ein indiſches Vogelneſt deren hundert
lte; ſo könnte menſchliche Betriebſamkeit
ch nicht machen, daß eine viel größre
enge von dieſen Dingen, als jetzt, zu
arkt gebracht würden.

Der hohe Preiß, den zu den Zei
größten Herrlichkeit des römischen
mancher reiche Römer für seltne Vö
Fische bezahlte, indem z. B. einer
weiße Nachtigall 6000 Sestertien d.
fähr 300 Thaler, und ein andrer fü
Meerbarben (mullus) 8000 Sesterti
400 Thaler gab, erklärt sich hierau
lich genug, ohne daß man die Urs
von in irgend einer Verringerung,
Silberwerth damals in Rom erlitte
zu suchen braucht. Der Silberwerth
dem Mittelpreiße des Getreides g
war damals in Rom weit höher, al
so wie er auch in China, wo reiche
rinen für indianische Vogelnester ers
hohe Preiße bezahlen, höher ist,
Europa.

Die hohen Preiße solcher Din
nicht Folgen von irgend einem Unwe
Silbers, sondern von der Nachfrag
diesen Dingen, die keine menschliche
samkeit nach Belieben zu vervielfältig
mag, und von dem Ueberfluß an
und Nahrung, über den die Käufer
Seltenheiten zu gebieten haben.

Zur zweiten Klasse gehören die
Produkte, welche die menschliche Bet

it nach Verhältniß der zunehmenden Nach-
age vervielfältigen kann. Sie bestehen in
n brauchbaren Gewächsen und Thieren,
e in einem unkultivirten Lande von selbst
häufig vorhanden sind, daß sie wenig
er nichts gelten, und die daher, so wie
e Kultur vorrückt, manchen einträglichern
rodukten Platz machen müssen. Während
nes langen Zeitlaufs der fortschreitenden
ultur nimmt ihre Quantität beständig
, und zugleich nimmt die Nachfrage
ch ihnen beständig zu. Ihr Sachwerth
er das Quantum Arbeit, dem sie gleich
lten, steigt daher nach und nach immer
her, bis er am Ende so hoch zu stehen
mmt, daß er sie zu eben so einträglichen
rodukten macht, als irgend ein andres,
as durch menschlichen Fleiß auf dem frucht-
arsten und kultivirtesten Boden erzeugt wer-
en kann. Ist er so hoch gekommen; so hat
r sein Maximum erreicht; denn ginge er
her: so würde bald zu ihrer Vermehrung
ehr Land und Arbeit angewandt werden.

So verhält es sich mit dem Holz, in
en ursprünglich bewaldeten Ländern, so mit
em Vieh und so mit dem Wilde. In An-
hung des Holzes findet sich hier, nach dem,
as bereits oben darüber gesagt ist, nur

noch zu erinnern, daß es wegen der
rigkeit ſeines Landtransports, in
Gegend eines beträchtlichen Landes
nen höchſten Preiß empor ſteigen kann
rend es in vielen andern Gegenden
Landes noch lange tief unter jenem
bleibt. Was aber die mancherlei n
Thiere betrift, ſo ſollen die mit ihren
werth im Kulturfortgange vorgehende
änderungen hier genau angegeben we

Die Erweiterung des Getreidebau
wie ſchon anderwärts bemerkt iſt, der
des Viehes, indem ſie einerſeits die
derer, die Getreide, oder, was eine
einen Getreidewerth in Händen haben
Fleiſch dafür einzutauſchen ſuchen, ver
und andrerſeits die Menge des wüſten
delandes vermindert, und ſonach ein
ſamere Zucht und Pflege des Viehes
wendig macht. Der Viehpreiß muß
an Kulturfortgange immer höher gehe
es zuletzt eben ſo vortheilhaft wird
beſten Aecker zum Viehfutter als zum
debau zu benutzen. Hier bieten ſich fo
Bemerkungen dar.

Das Steigen des Viehpreißes bis
nes Maximum ſcheint die unerlaßlich
dingung zu ſeyn, ohne welche ſelbſt

öchſten Kultur fähigen Ländereien nie voll-
ändig angebauet werden können. Denn
uf allen Gütern, die zu weit entfernt von
:gend einer beträchtlichen Stadt ſind, um
Dünger von da zu holen, das heißt, auf
en allermeiſten Gütern jedes großen Lan-
es, iſt die Quantität des wohlkultivirten
ckers proportional der Quantität des auf
:dem Gute ſelbſt gewonnenen Düngers,
ieſe wieder proportional dem auf dem Gute
:lbſt unterhaltenen Viehſtapel, und dieſe pro-
ortional der Quantität des vorhandenen
futters.

Gedüngt wird der Acker entweder, in-
iem er als Futterkoppel mit Viehe beweidet,
der indem dieß im Stall gehalten, und ſein
Dünger auf ihn hingefahren wird. Iſt nun
er Viehpreiß nicht hoch genug, die Rente
owohl, als den Profit vom kultivirten Acker
u bezahlen; ſo wird kein Landwirth ſolchen
Acker eigends mit Futtergewächſen zur Wei-
:koppel beſtellen; und noch weniger wird er
ann Stalifütterung treiben, indem dazu
icht nur gleichfalls angebautes Futter noth-
vendig iſt, ſondern auch, weil dieß dem
Vieh zugebracht werden muß, mehr Arbeit
:fordert wird.

Unter ſolchen Umſtänden aber, wo man

kein anderes Futter hat, als was der Getreidebau in seinen Abgängen, und, was die natürlichen Wiesen und die Stoppel- und Brachfelder und das wilde Weideland liefern, ist natürlich der Viehstapel in den meisten Gegenden klein, und der Dünger unzulänglich. Allen Dünger also, den man hat, da er für die ganze Feldflur nicht hinreicht, behält man den Aeckern vor, denen man ihn am vortheilhaftesten oder bequemsten zuwenden kann, d. i. den fruchtbarsten oder zunächst am Gehöft gelegenen. Der übrige Boden, der an Umfang oft zweimal und dreimal so groß ist, als alle jene Aecker zusammengenommen, bleibt zur Hütung liegen: und zwar ein Theil als immerwährendes Weideland; ein andrer Theil als Dreschland, das man, nachdem es drey- oder sechs oder mehrere Jahre behütet worden, aufreißt, um ihm eine oder ein Paar armselige Ernten von Sommerfrucht abzugewinnen; und dann läßt man es, damit es sich von seiner Erschöpfung erhole, wieder soviel Jahre lang, wie zuvor ruhen und behüten. Der Viehstamm, der des Sommers hauptsächlich von solcher Weide lebt, wie klein er auch gegen den ist, der zum vollständigen Anbau der ganzen Feldflur nöthig wäre, ist sehr oft in

Win-

Verhältniß gegen den Vorrath von Winterfutter zu groß.

So iſt die Wirthſchaft in allen den Gegenden beſtellt, wo der Viehpreiß zu niedrig iſt, um den Futterbau lohnend zu machen; und offenbar können, bei ſolcher Einrichtung, ſelbſt die der höchſten Kultur fähigen Ländereien nie vollſtändig angebaut werden. Mangel an Dünger und Unzulänglichkeit des Arbeitsviehes gegen den Umfang von Boden, den es bearbeiten ſoll, haben natürlich die Folge, daß ſelbſt von den eines hohen Ertrages fähigen Grundſtücken viele nur ſehr ſchlecht und viele gar nicht kultivirt werden können.

Es muß immer lange dauern, bis durch den zunehmenden Landbau der Viehpreiß auf ſein Maximum erhoben wird. Denn die Vermehrung des Viehſtapels und die Verbeſſerung der Bodenkultur gehen nothwendig Hand in Hand, ſo daß keine der andern weit vorſpringen kann. Ohne vermehrten Viehſtamm kann kräftigere Düngung und tüchtigere Bearbeitung, das heißt, beſſere Kultur des Bodens nicht ſtatt finden; und ohne vorangegangene beſſere Bodenkultur kann nicht wohl ein größerer Vorrath von Futter gewonnen und ſonach ein vermehrter Viehſtamm

unterhalten werden. Dieſe natürlichen Hinderniſſe des Aufkommens einer beſſern Wirthſchaft laſſen ſich nur in einem langen Zeitlauf durch anhaltende Betriebſamkeit und Sparſamkeit überwinden.

Wenn alſo, ſelbſt nachdem der Viehpreiß ſchon ſehr hoch geſtiegen iſt, noch immer in den meiſten Gegenden eines Landes jene ſchlechte Wirthſchaft herrſcht; ſo liegt die Urſache davon überhaupt nicht ſowohl in Unwiſſenheit und Anhänglichkeit an altem Herkommen, als vielmehr in den Erſchwerniſſen, welche die Natur der Dinge ſelbſt der ſchnellen Einführung eines beſſern Wirthſchaftsſyſtems entgegen ſtellt. Sie liegt erſtlich darin, daß der Landwirth nicht Verlag genug beſitzt, und nicht Zeit genug gehabt hat, den ſtärkern Viehſtapel zu erlangen, den die vollſtändigere Kultur ſeines Bodens erfodert; indem eben der ſteigende Viehpreiß, der ihm die Haltung eines größern Viehſtapels vortheilhaft macht, ihm die Erlangung deſſelben erſchwert: und zweitens, daß er noch nicht Zeit gehabt hat, ſein Land zur gehörigen Ernährung dieſes größern Viehſtamms in Stand zu ſetzen, wenn er ihn auch anzuſchaffen vermögend wäre.

Iſt einmal der Viehpreiß ſo hoch geſtie-

gen, daß der Landwirth Vortheil dabei findet, den kultivirteſten Acker zum Anbau von Viehnahrung anzuwenden; ſo werden nach und nach immer beſſere Methoden eingeführt und verbreitet, wie man auf einem gleichen Umfange von Lande eine größere Quantität Vieh unterhalten könne: Methoden, betreffend theils die Wahl derjenigen unter den mancherlei Futtergewächſen, welche nach verſchiednen Umſtänden die vortheilhafteſten ſind; theils diejenige Abwechſelung ihres Baues mit dem Getreidebau, welches den größten Ertrag von beiden giebt. Sofern nun mittelſt ſolcher Methoden mehr Vieh mit weniger Koſten, als im Anfange des Futterbaus, gehalten werden kann, wird in der Proportion zwiſchen den gegenſeitigen Sachwerthen des Viehes und des Getreides eine Veränderung vorgehen, und der Sachwerth des Fleiſches gegen den des Brodes wird ſinken.

Nach ſichern Angaben hat wirklich in England in den zwölf erſten Jahren des ſiebzehnten Jahrhunderts der Weizenpreis ein gut Theil niedriger, und der Fleiſchpreiß ein gut Theil höher geſtanden, als in den zwölf Jahren vor 1764: eine Erſcheinung, die ſich aus dem ſeit jener Zeit mehr und mehr vervollkommneten Futterbau genugſam erklärt.

Von allen den Produkten, die zur vorer, wähnten zweiten Klasse gehören; ist Vieh wohl das erste, das im Fortgange der Kultur einen Preiß erhält, der die Mühe lohnt, Land eigends für dasselbe zu bauen, weil, bevor das Vieh einen solchen Preiß gilt, die Kultur sich überhaupt nicht gehörig erweitern, und verbessern kann.

Dagegen ist von allen diesen Produkten, deren Preiß im Kulturfortgange sein Maximum erreicht, Wildpret wohl das letzte. Selbst in den Gegenden von England, wo der Viehpreiß längst auf seinem Maximum steht, ist das Wildpret, wie übermäßig hoch sein Preiß auch aussieht, doch immer noch nicht theuer genug, um die Kosten eines Thiergartens mit gehörigem Profit zu erstatten, sonst würde die Fütterung von Wildpret bald ein Artikel der gemeinen Landwirthschaft in England werden, wie es bei den alten Römern einer war, die kleinen Vögel, Turdi genannt, zu füttern; oder wie es in gewissen Gegenden Frankreichs wenigstens sonst einer war, die Ortolanen, eine Art Zugvögel, die mager ins Land kommen, fett zu machen.

Zwischen derjenigen Periode des Kulturfortganges, wo der Viehpreiß, und derjenigen,

wo der Preiß des Wildprets ſein Maximum erreicht, giebt es eine ſehr lange Zwiſchenzeit, in deren Verlauf viele andre Produkte nach und nach auf ihren höchſten Preiß emporſteigen; manche früher, manche ſpäter, nachdem es die verſchiedne Nachfrage, Vermehrbarkeit und Zufuhr derſelben in dem Lande, von welchem die Rede iſt, mit ſich bringen.

Das Federvieh z. B., ſo lange man es bloß mit ſolchen Abgängen von Scheuren und Ställen nährt, die ſonſt keinen Werth hätten, koſtet faſt nichts, und kann daher auch um einen geringen Preiß gelaſſen werden. In ſchlecht angebauten und daher dünn bewohnten Gegenden kann des ſolchergeſtalt gezogenen Federviehes für die Nachfrage genug vorhanden ſeyn; daher es allda auch öfters kaum mehr gilt, als Fleiſch von gemeinem Schlachtvieh. So wie aber, kraft der zunehmenden Bodenkultur, in einem Lande Reichthum und Luxus zunehmen, wird durch die ſtärkre Nachfrage nach Geflügel ſein Preiß über den Preiß des gemeinen Fleiſches emporgehoben, bis er ſo hoch zu ſtehen kommt, daß es der Mühe lohnt, eigends Nahrung für das Federvieh zu bauen, wie man in verſchiednen Gegenden von Frank-

reich würklich Buchweizen und Mays zu solchem Gebrauch anbauet. Höher kann der Preiß nicht gehen; sonst würde mehr Land zur Geflügelzucht benutzt, und sonach der Preiß desselben wieder ins Gleichgewicht gebracht werden.

Auch Schweine werden ursprünglich fast bloß mit den Abgängen unterhalten, die sonst nicht zu nutzen sind. Und so lange die Anzahl dieser Thiere, die so mit wenig oder gar keinen Koston ernährt werden, für die ganze Nachfrage zureicht, kommt diese Fleischsorte wohlfeiler, denn irgend eine andre, zu Markt. Verlangt aber die Nachfrage mehr, als auf solche Weise geliefert werden kann, und wird es nöthig, zur Ernährung und Mastung der Schweine grade so wie des andern Viehes Futter eigends zu bauen, oder gebaute Früchte zu verwenden; so steigt nothwendig der Preiß; und stellt sich verhältnißmäßig entweder höher oder niedriger, als der Preiß von andern Fleischsorten, je nachdem die Natur des Landes (das z. B. Fehmung hat oder nicht) und der Zustand seines Ackerbaues die Schweinezucht mehr oder minder kostbar macht, als die Zucht andrer Arten von Vieh; und je nachdem die Nation, was ihre Gewohnheit in Ansehung

des Küchenweſens betrift, unter den verſchiednen Fleiſchſorten die eine oder die andre vorzieht.

Die Milchwirthſchaft treibt man urſprünglich, gleich der Federvieh- und Schweinezucht, bloß als Nebenwerk, um nichts umkommen zu laſſen. Da das für ein Landgut unentbehrliche Vieh mehr Milch, als man für das Haus braucht, und in der warmen Jahreszeit, wenn ſie ſich am wenigſten hält, grade am meiſten giebt; ſo macht man daraus Butter und Käſe, die ſich länger halten und wovon der Ueberſchuß über den Selbſtbedarf zu Markt geht. Je niedriger dann der Preiß dieſer Artikel iſt, deſto weniger wird das Molkenweſen mit Sorgfalt und Reinlichkeit betrieben. Dieſelben Urſachen, welche den Fleiſchpreiß nach und nach erhöhen, die wachſende Nachfrage nehmlich und die mit zunehmender Bodenkultur immer weiter gehende Verminderung der Quantität ſolches Viehes, das mit wenig oder keinen Koſten gehalten werden kann, erhöhen auch den Preiß der Milchwaaren. Und nach Maaßgabe, wie dieſer höhere Preiß die Koſten und Auslagen einer beſſern Einrichtung und ſorgfältigern Behandlung des Molkenweſens vergilt, wird man ſolche Ko-

ſten und Auslagen anwenden, und ſonach Butter und Käſe von immer größerer Güte liefern. Der Preiß geht zuletzt ſo hoch, daß es der Mühe lohnet, einige der fruchtbarſten und kultivirteſten Grundſtücke bloß der Pflege des Milchviehes zu widmen. Höher ſteigen kann er nicht wohl, weil ſonſt bald mehr Land dem Milchvieh eingeräumt werden würde.

Dieſen höchſten Stand ſcheint er in den beſten Gegenden von England erreicht zu haben; denn es wird da mit gutem Boden gemeiniglich auf dieſe Weiſe benutzt, und das Molkenweſen dennoch für eine nicht minder einträgliche Ackernutzung gehalten, als Getreidebau oder Viehmaſt, die zwei Hauptgegenſtände der Landwirthſchaft. Auch hat er ihn in der Lombardei wohl erreicht, zumal in der Gegend um Lodi, wo man ſich mit Bereitung der ſogenannten Parmeſankäſe viel abgiebt, und wo dieſer Wirthſchaftszweig, alles wohl berechnet, nunmehr auch nicht einträglicher als jeder andre ſeyn muß, weil man ihn nicht erweitert, da doch ſeiner Erweiterung nichts im Wege ſteht. In Preußen dagegen iſt, ſcheint es, bis jetzt nur in der Nachbarſchaft beträchtlicher Städte der Preiß der Milchwaaren hoch genug,

um den Wirth, der seinen guten Acker zum Futterbau bloß um jener Waaren willen anwenden wollte, gehörig zu belohnen.

Keines Landes Boden kann eher vollständig angebaut und verbessert werden, bis einmal der Preiß von jedem Produkt, welches durch menschlichen Fleiß darauf erzeugt wird, so hoch steigt, daß er die Kosten eines vollständigen Anbaues und einer vollständigen Verbesserung vergilt. Dieß wird er nur thun, wenn er hoch genug ist, erstens, die Rente von gutem Kornbaue zu bezahlen, da diese es ist, welche die Renten der meisten andern kultivirten Grundstücke regulirt, und zweitens, des Pächters oder Landwirths Arbeit und Kostenaufwand eben so gut zu bezahlen, als beides gemeiniglich auf gutem Kornlande bezahlt wird; oder mit andern Worten, den von ihm auf Erzeugung eines solchen Produkts angewandten Verlag sammt dem üblichen Profit wieder zu erstatten. Diese Preißerhöhung jedes Produkts muß offenbar von der Verbesserung und dem Anbau des Bodens, auf welchem dasselbe erzeugt werden soll, vorangehen. Denn Gewinn ist das Ziel aller Verbesserung, und wer um eines Produkts willen, dessen Preiß die Kosten nicht wiedergäbe, Land verbessern

wollte, zöge sich Verlust zu. Ist nun ständige Verbesserung und vollständiger bau des Landes der größte von allen tionalvortheilen, und das bezweifelt mand; so sollte man das Steigen des ſ ßes aller jener verschiednen Produkte, daß man es als eine Landplage zu bet ten pflegt, vielmehr als den nothwen Vorläufer und Begleiter des größten Nationalvortheile betrachten.

Die dritte Klasse von Produkten, t Preiß im Kulturfortgange zu steigen st befaßt diejenigen, in deren Vermeh die menschliche Betriebsamkeit wegen sondrer ihnen eigenthümlicher Umstände schränkt ist.

Es giebt Produkte, welche die M als ein Zugehör von andern hervorbr so daß die Quantität der einen nothwe beschränkt ist durch die Quantität der and Von solcher Art sind z. B. Wolle Häute; nicht zu gedenken einer Menge ringerer Artikel, wie Federn, Haare, ſ sten, Hörner und dergleichen.

Die Quantität von Wolle und r Häuten, die ein Land liefern kann, ist schränkt durch die Anzahl des in dem L gehaltnen Groß- und Kleinviehes. Der

ſtand der Bodenkultur und die Betriebart des Ackerbaues in dem Lande beſtimmen wieder um jene Anzahl.

Dieſelben Urſachen, die den Fleiſchpreiß im Kulturfortgange ſteigern, möchte man denken, müßten auch den Preiß der Wolle und rohen Häute in faſt gleichem Verhältniß emporheben; oder vielmehr in noch größerem, weil nach dieſen Materialien von ſo mannigfaltigem Gebrauch die Nachfrage ſtärker, als die nach Fleiſch, zunehmen ſollte. Aber der Markt für dieſe Materialien übertrift an Umfang den Markt für Fleiſch ſehr weit; und das macht einen großen Unterſchied.

Fleiſch iſt außer Irland und Nordamerika kaum noch irgend wo ſonſt ein beträchtlicher Gegenſtand des Ausfuhrhandels; ſondern ſein Markt iſt faſt überall beſchränkt auf das Land, wo das Vieh geſchlachtet wird. Wolle dagegen und Häute ſind, ſelbſt beim rohen Anfange der Kultur, ſelten auf das Land beſchränkt, das ſie hervorbringt. Sie ertragen leicht einen weiten Transport; und als Materialien vieler Manufakturen finden ſie in jedem gebildeten Lande einen bereiten Markt, wenn ihnen auch das Land, daß ſie erzeugt, keinen darböte.

Daher kommt es, daß der Preiß der

Wolle und der Haut zum Preiße de
zen Thieres allemal ein weit höhere
hältniß in ſchlecht angebauten und dü
wohnten Ländern hat, als in ſolcher
Kultur und Bevölkerung weiter vor
ſind. So galt in England zur Zeit d
gelſachſen das Vlies zwei Fünftheil
Werth des Schaafes; in mancher Gege
Spanien ſoll das Verhältniß noch
ſeyn, und in Braſilien und Paragua
den Rinder faſt bloß um der Haut u
Talgs willen geſchlachtet.

Steigt alſo gleich, im Kulturfort
der Preiß des ganzen Thieres; ſo
von dieſem Preiße der Theil, der ſi
die Haut und Wolle bezieht, doch weit
ger, als der andere auf das Fleiſch f
ziehende Theil. Denn die Nachfrag
Häuten und Wolle nimmt nicht ſo ſta
wie die Nachfrage nach Fleiſch, weil
Materialien ſchon im unkultivirten Zu
des Landes ſtarken Abſatz im Ausland
den. Gleichwohl ſteigen auch ſie bei z
mender Kultur, ſo fern dann im Lande
Manufakturen aufblühen, durch welch
jenige dem Preiße zuwächſt, was ſon
von an Frachtkoſten abging.

Unnatürlich iſt es alſo dennoch, d

Wolle in England ſeit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, bei der ſo weit vorgeſchrittenen Kultur, nicht nur gar nicht geſtiegen, ſondern, vergleicht man ihren damaligen Preiß mit dem jetzigen, beide nach dem Kornwerth gerechnet, auf die Hälfte gefallen iſt: eine Anomalie, die ſich übrigens aus dem Totalverbot der Ausfuhr aller einheimiſchen Wolle ſammt der zollfreien Einfuhr der ſpaniſchen und der erzwungnen Einfuhr der irländiſchen, als welche nirgend anderswohin, als nach England gehen darf, hinlänglich erklärt.

Die Häute ſteigen, wenn ihre Verarbeitung im Lande ſelbſt, mit deſſen zunehmender Kultur ſich erweitert, noch aus dem beſondern Grunde, weil ſie friſch von höherem Werth ſind, als geſalzen und getrocknet, und weil ſie friſch nur daheim verarbeitet, aber nicht in entfernte Länder verfährt werden können.

Jede Maaßregell, die den Preiß der Häute und Wolle unter ſeinen natürlichen Satz herabdrückt, hat in einem wohl kultivirten Lande die Würkung, den Fleiſchpreiß zu erhöhen. Denn ſollte der Landmann ſich das nicht am Fleiſche zu gut rechnen, was er an der Wolle und den Häuten einbüßt; ſo könn-

te er die Viehzucht nicht einmal auf
Fuße, wie er ſie ſonſt trieb, fortſetzen
ſchweige verbeſſern. Pächter und G
herrn haben daher, wenn bloß nach
Einnahme an Profit und Rente ge
wird, von ſolcher Maaßregel keinen
den; obgleich ſie durch die daraus entſt
de Vertheurung der Lebensmittel als C
menten allerdings leiden.

In einem unkultivirten Lande da
würde ſolche Maaßregel eine ganz
Würkung haben, weil dadurch der Fl
preiß, ſofern für die geringe Nachfrag
ſelbſt Fleiſch überflüßig vorhanden wäre,
nicht ſteigen und die Einbuße an Häuten
Wolle ſonach unerſetzt bleiben würde.

Menſchliche Betriebſamkeit iſt in
Bemühung, einheimiſche Wolle und
zu vermehren, beſchränkt durch des
des Viehzucht. In ihrer Bemühung
Materialien durch Zufuhr aus der Fr
zu vermehren, iſt ihr Erfolg unge
Denn er hängt ab nicht nur davon, wi
das Ausland an ſolchen Materialien erze
ſondern auch davon, wie viel es unv
beitet läßt, und wie fern es die Aus
entweder unter mehr oder weniger Erſch
niſſen erlaubt, oder gar verbietet. U

ieſen von der einheimiſchen Betriebſamkeit
ines Landes ganz anabhängigen Umſtänden
ſt es allerdings möglich, daß der Sachpreiß
ener Materialien manchmal bei demſelben
Grade von Bodenkultur mehr oder weniger
teige, oder wohl gar ſinke, und bei
erſchiednen Graden von ihr unverändert
leibe.

In Vermehrung eines andern ſehr wich-
igen Produkts, nehmlich der Fiſche, iſt
enſchliche Betriebſamkeit ebenfalls durch be-
ondre Umſtände beſchränkt. Der Erfolg ih-
er Bemühungen, den inländiſchen Markt
eichlicher mit Fiſchen zu verſorgen, hängt
avon ab, wie das Land in Hinſicht auf die
See gelegen iſt; ob es viele Binnenſeen und
Ströme hat; wiefern alle dieſe Gewäſſer
ehr oder weniger fiſchreich ſind; und ob
ich mehr oder weniger Gelegenheit zur Teich-
irthſchaft findet.

Der Sachpreiß der Fiſche ſteigt im Kul-
urfortgange natürlich immer höher. Denn,
indem mit der Kultur des Landes, die Be-
ölkerung, und der jährliche Ertrag ſeines
Bodens und ſeiner Arbeit ſich vermehren,
wird ſowohl die Menge derer, welche Fiſche
aufen wollen, als ihr Vermögen zu bezah-
en, größer. Einen doppelt oder dreimal

ſo großen Markt aber mit Fiſchen zu v
ſorgen, erfordert mehr als einen dopp
oder dreimal ſo großen Aufwand von K
lag und von Arbeit; zumal bei der Fiſc
rei auf dem Meere; weil dieſe dann
weit größere Entfernungen gehen, und
zu ſtärkere Fahrzeuge ſowohl, als koſtbare
Werkzeuge gebraucht werden müſſen.

Zwiſchen der Bodenkultur und dem F
ſchereibetriebe giebt es daher, im Allgem
nen betrachtet, keine nothwendige Verknü
fung. Eben darum, weil er mehr von
nes Landes Lokallage, als von deſſen Wo
ſtand und Betriebſamkeit abhänge, kann
in verſchiednen Ländern, obſchon ſie ungle
an Kultur ſind, der nehmliche, und obſch
ſie ungleich an Kultur einander gleich ſin
ſehr verſchieden ſeyn. Ungewiß iſt daher
im Allgemeinen betrachtet, auch das Ve
hältniß zwiſchen den gegenſeitigen Sachpr
ßen der Fiſche und der andern Arten v
Produkten.

Die letzte Klaſſe von Produkten, dere
Preiß im Kulturfortgange zu ſteigen ſtre
befaßt diejenigen, welche zwar nicht dur
Kunſt erzeugbar ſind, aber wegen ihrer Da
erhaftigkeit ſich einſammeln laſſen; und we
che, man weiß nicht wo, und in wie gro
ßen

ßen oder kleinen Quantitäten verborgen in der Erde liegen, ſo daß der Erfolg der menſchlichen Betriebſamkeit ſie häufiger zu gewinnen, abhängig von zufälligen Entdekkungen und ſonach ganz ungewiß iſt. Dahin gehören alle Mineralien und Metalle, von welchen beſonders die edeln hier eine genauere Betrachtung verdienen; theils weil, was von ihnen gilt, ſich auf dieſe ganze Produktenklaſſe leicht anwenden läßt; theils weil, in Abſicht des Verhältniſſes zwiſchen ihrer Vermehrung und dem Fortgange der Kultur, Irrthümer obwalten, deren Widerlegung nicht gleichgültig iſt.

Die Quantität der in einem Lande vorhandenen edeln Metalle iſt nicht beſchränkt durch irgend einen Lokalumſtand deſſelben, wie etwa durch die Ergiebigkeit oder Unfruchtbarkeit ſeiner eignen Minen. Denn oft ſind in einem Lande, das gar keine Minen hat, dieſe Metalle im Ueberfluß. Ihre Quantität in jedem beſondern Lande hängt, ſcheint es, von zwei verſchiednen Umſtänden ab: erſtens von ſeinem Vermögen zu kaufen, von dem Umfange ſeiner Induſtrie, von dem jährlichen Ertrage ſeiner Ländereien und Arbeiten, kraft deſſen es erſchwingen kann, mehr oder weniger Unterhalt und Ar-

heit auf Anſchaffung von Silber und Gol
zu verwenden; und zweitens von der gr
ßern oder geringern Ergiebigkeit der Minen
welche die handelnde Welt jedesmal mit di
ſen Metallen verſorgen.

So weit ihre Quantität in einem Lan
de von dem erſtern jener zwei Umſtände
nehmlich von dem Kaufvermögen abhängt
ſtrebt ihr Sachpreiß, ſo gut wie der Sach
preiß jeder andern Luxuswaare, mit der zu
nehmenden Kultur und Begüterung des Lan
des zu ſteigen, und mit deſſen Verfall un
Verarmung herunter zu gehen. Ein Land
wenn es mehr Arbeit und Unterhalt übe
ſeinen unmittelbaren Selbſtbedarf erübrig
vermag auch mehr davon für eine gewiſſ
Quantität jener Metalle zu geben, als wen
es weniger davon erübrigt.

Soweit ihre Quantität in einem Land
von dem letztern jener zwei Umſtände ab
hängt, nehmlich von der größern oder geri
gern Ergiebigkeit der die Handelswelt jede
mal verſorgenden Minen, ſtrebt ihr Sach
preiß mehr oder weniger zu ſinken nac
Maaßgabe, wie die Ergiebigkeit jener Mi
nen größer wird; und zu ſteigen, nac
Maaßgabe, wie ſie geringer iſt.

Der Zuſtand der jedesmal die Handels

welt mit Silber und Gold verſorgenden Minen, und der Zuſtand der Kultur und Induſtrie eines einzelnen Landes oder auch der Welt überhaupt ſind zwei Dinge, die gar nicht von einander abhängen.

Erſtens, jener hängt nicht von dieſem ab. Denn bei allen Fortſchritten der Kultur und Induſtrie bleibt das Entdecken neuer Minen, indem die alten allmählig erſchöpft werden, eine Sache von der größten Ungewißheit. Es iſt möglich, daß man im Verlauf von ein Paar Jahrhunderten Minen entdecke, fruchtbarer als alle, die man jemals gekannt hat; aber es iſt nicht minder möglich, daß die beſten, die man dann haben wird, nicht ergiebiger ſeyn werden, als irgend eine von denen war, die vor der Entdeckung von Amerika gebauet wurden.

Zweitens, eben ſo wenig hängt das letztere jener beiden Dinge von dem erſtern ab. Denn ob von den eben erwähnten möglichen Ereigniſſen das eine oder das andere eintrift, iſt für das wahre Vermögen und Gedeihen der Welt, für den Sachwerth des Ertrages aller Ländereien und Arbeiten von ſehr geringem Belange. Der Nominalwerth dieſes Ertrages, die Quantität Silber und Gold, wodurch dieſer ausgedrückt oder dar-

geſtellt werden könnte, freilich würde verſchieden ſeyn; aber der Realwerth d ben, die Quantität Arbeit, die ſich d erkaufen oder befehlen ließe, bliebe genau ſelbe. Der einzige Vortheil, den die v von dem einen Ereigniß, und der ei Nachtheil, den ſie von dem andern h beſtände darin, daß der ziemlich entbehr Land von Gold und Silberzeug wohlf und häufiger in dem einen Fall, und dem andern theurer und ſeltner wäre.

Dieſer letztre Satz weicht gänzlich der gemeinen Vorſtellung und der daran gründeten Lehre verſchiedner Schriftſteller Nach jener gemeinen Vorſtellung ſoll Reichthum einer Nation in der Fülle Silber und Gold, ſo wie die Nation muth in der Knappheit dieſer Metalle ſtehen. Es ſoll alſo die Kultur und triebſamkeit der verſchiednen Nationen des Menſchengeſchlechts überhaupt von Zuſtande der jedesmal die Handelswelt jenem Metall verſorgenden Minen abhä ſeyn, und ſonach mit dem jedesmaligen S preiße jenes Metalls, das heißt mit den desmaligen Geldpreiße der Arbeit oder gemeinen menſchlichen Nahrungsmittel in nem beſtimmten Verhältniß ſtehen. U

jene Vorſtellung und das darauf gegründete Merkantilſyſtem der Staatswirthſchaft wird im vierten Buch eine vollſtändige Unterſuchung angeſtellt werden. Hier aber iſt der Ort die Meinung zu prüfen, nach welcher zwiſchen der Kultur und Induſtrie der Welt, und dem Sachwerth des Silbers und Goldes eine feſte Proportion ſtatt haben, und nach Maaßgabe, wie jene zunehmen, dieſer immerfort ſinken, oder der Geldpreiß der Arbeit und des Korns immerfort ſteigen ſoll. Und da man ſich für dieſe Meinung mit auf hiſtoriſche Beweiſe beruft, ſo wird es der Mühe werth ſeyn, dieſe Beweiſe in ihrem wahren Lichte darzuſtellen.

Betrachtet man die vorher erklärten zwey ganz verſchiednen Umſtände, durch welche der Sachwerth des Metalls beſtimmt wird, nach allen Veränderungen, die in ihrem Verhältniſſe gegen einander vorgehen können; ſo ſieht man, daß dieſe ſich überhaupt auf folgende drey Fälle bringen laſſen.

In der handelnden und civiliſirten Welt, die der große Markt für edles Metall iſt, könnte nehmlich:

Erſtens, kraft eines allgemeinen Fortſchritts der Bodenkultur und Gewerbſamkeit, die Nachfrage nach Metall auf dieſem Markte

ſich vermehren, während zu gleicher Zeit die Metalllieferung nicht in derſelben Proportion zunähme. Dann würde der Sachpreiß des Metalls nach und nach ſteigen; ein Pfund Silber gölte dann einer größeren Quantität Korn im Durchſchnitt gleich, oder der mittlere Geldpreiß des Korns ſänke dann immer tiefer herab.

Zweitens könnte durch zufällige Entdeckung reicherer Minen die Metalllieferung viele Jahre hinter einander in einer größeren Proportion zunehmen, als die Nachfrage. Dann würde der Sachpreiß des Metalls immer niedriger oder das Korn, trotz aller Erweiterung und Verbeſſerung der Bodenkultur, ſeinem Geldpreiße nach, immer theurer werden.

Drittens, könnte die Lieferung des Metalls faſt in derſelben Proportion zunehmen, wie die Nachfrage. Dann würde das Metall fortwährend faſt denſelben Sachpreiß, oder das Korn im Durchſchnitt würde dann, trotz alles Fortganges der Bodenkultur, faſt denſelben Geldpreiß behalten.

Jedes dieſer drei möglichen Ereigniſſe hat, während der letzten fünf Jahrhunderte, ſowohl in England als in Frankreich Statt gefunden, und ſonach vermuthlich auf dem

ganzen europäiſchen Markt, ſo weit die Urſachen, welche dort würkten, auch in den andern Gegenden unſers Welttheiles würkſam mögen geweſen ſeyn.

Im vierzehnten Jahrhundert war, ſcheint es, der Mittelpreiß des Weitzens in England und Frankreich wohl doppelt ſo hoch, als während der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts und einige Zeit nach dem Anfange des ſechszehnten.

Aus einer engliſchen Parlamentsakte von 1350, welche feſtſetzt, daß die Lohnherrn die Wahl haben ſollen, ihren Dienſtleuten den Deputatweizen entweder in Natur zu geben, oder, wie es ſchon zehn Jahre vorher üblich geweſen ſey, mit einer Summe, die zwanzig Schillingen jetzigen Geldes gleich iſt, für den Quarter zu vergüten, geht klar hervor, daß zwanzig Schillinge jetzigen Geldes oder vier Unzen Silbers, Towergewicht, um das Jahr 1340 ein ſehr mäßiger Preiß für einen Quarter Weizen geweſen iſt; weil dem Dienſtvolke durch ein Geſetz befohlen werden mußte, ſich mit dieſem Preiße zu begnügen. Dagegen läßt ſich aus der Parlamentsakte von 1436, wodurch die Weizeneinfuhr verboten ward, ſo lange der Preiß nicht über $13\frac{1}{3}$ Schillige jetzigen Gel-

des für den Quarter ginge, wohl ſchließen, daß der gemeine Preiß damals nicht viel über zehn Schillinge jetzigen Geldes oder zwei Unzen Silber mag geweſen ſeyn; und die Akte von 1560, wodurch die Weizenausfuhr erlaubt ward, ſo lange der Preiß 10 Schillinge nicht überſtiege, ſcheint anzuzeigen, daß man dieſen Preiß ſelbſt noch damals nicht für ungewöhnlich tief gehalten habe.

Vollſtändigere Angaben, als von den engliſchen Weizenpreißen aus jener entfernten Zeit, hat man von den franzöſiſchen; welchen Angaben zufolge der Pariſer Septier Weizen, nach einem dreißig- oder funfzigjährigen Durchſchnitte gerechnet, von etwa neun oder acht Franken jetzigen Geldes, die er im vierzehnten Jahrhunderte gegolten hatte, ſeit der Mitte des funfzehnten bis auf fünftehalb, oder vier Franken herunter ging.

Von dem vierzehnten Jahrhunderte an bis über den Anfang des ſechszehnten hinaus ſcheint alſo der Silberwerth auf das Doppelte geſtiegen zu ſeyn.

Dieß Steigen des Silbers in ſeinem Werth gegen Korn konnte herrühren entweder bloß von der allmählig abnehmenden Silberlieferung aus den Minen, welche damals

e handelnde Welt mit dieſem Metall ver-
rgten, während die Nachfrage nach ihm
h immer gleich blieb; oder bloß von der
nehmenden Nachfrage nach Silber, als
ner Folge der vermehrten Kultur und In-
ſtrie der europäiſchen Staaten, während
e Metalllieferung gleichförmig anhielt; oder
m Theil an dem einen, zum Theil von
m andern dieſer beiden Ereigniſſe: welches
ßte wahrſcheinlich der Fall war. Denn die
mals den europäiſchen Markt mit Silber
rſorgenden Minen mochten um die Zeit
ohl ziemlich erſchöpft, und ihr Bau weit
ſtbarer geworden ſeyn; da manche ſchon
n der Römer Zeiten her im Baue ſtan-
n. Und um eben die Zeit, nehmlich um
s Ende des funfzehnten und den Anfang
s folgenden Jahrhunderts, näherte ſich der
ößere Theil von Europa nach und nach
ner feſtern und regelmäßigern Regierungs-
rm. Mit der zunehmenden Sicherheit und
rdnung mochten Bodenkultur und Gewerb-
ieß zunehmen; und ſo wie mit dieſen das
ermögen der Nationen wuchs, mochte auch
re Nachfrage nach Silber wachſen. Ein
ößerer jährlicher Wirthſchaftsertrag mochte
ſeinem Umſatze eine größere Menge von
ünze erfordern, und eine vermehrte An-

zahl begüterter Leute mochte eine g
Quantität Schmuck und Geräthe von
ber verlangen.

Im ſechszehnten Jahrhunderte ſtie
zwar früher und langſamer in Fran
ſpäter und ſchneller in England der
preiß des Weizens bis über das Drei
Vierfache ſeines vorigen Betrages; au
chem hohen Stande er ſich bis um die
te des folgenden Jahrhunderts erhielt.

In England ſcheint, nach den freil
vollſtändigen Angaben, die man von de
tigen Preißen aus dem ſechszehnten
hundert hat, das Steigen des Weize
etwa um das Jahr 1570 angefangen
hen. Aber vollſtändigen Angaben
war dort der Preiß eines Quarters
weizen im Durchſchnitt von den Jahren
bis 1620 — 32 $\frac{20}{77}$ Schillinge, oder
fähr 6 $\frac{1}{3}$ Unzen Silber, und im Durch
von 1621 bis 1636 war er 39 $\frac{1}{2}$ Sch
oder etwa 7 $\frac{2}{3}$ Unzen Silber: ſtatt d
gegen Ende der vorigen Periode, m
Schillinge oder 2 Unzen Silber war.

In Frankreich findet man den Pre
Pariſer Septier Weizen nach einem
ſchnitt aus vierzig Jahren, von 146
1525, etwas über fünf Franken, von

is 1546 etwas über acht, von 1525 bis 571 über dreizehn, von 1571 bis 1616, einahe fünf und zwanzig und von 1626 is 1666 ſechs und zwanzig Franken und 3 Centimen.

Der Werth alſo des Silbers nach Korn eſchätzt, ſank auf den dritten und vierten Theil ſeines vorigen Betrages herab.

Die Entdeckung der überreichen amerikaniſchen Minen ſcheint die alleinige Urſache von ieſer Verminderung des Silberwerths im Verhältniß zum Korn geweſen zu ſeyn. Denn er größere Theil von Europa nahm ſich während dieſes Zeitlaufs an Bodenkultur und Gewerbfleiß auf, und es muß folglich die Nachfrage nach Silber immerfort gewachſen eyn. Aber die Silberlieferung wuchs, ſcheint s, ſo ſtark, daß ſie den Anwachs der Nachfrage überwog, und ſonach den Werth des Metalls beträchtlich ſenkte. Der Umſtand ibrigens, daß der Einfluß der amerikaniſchen Minen auf die Preiße aller Dinge in England ſpäter ſich merklich gezeigt hat, als in Frankreich, mag ſich wohl zum Theil aus dem ſehr ungleichen Handelsverkehr, worin mit dieſen beiden Staaten damals Spanien tand, erklären laſſen.

Schon vor der Mitte des ſiebzehnten

Jahrhunderts ſcheint in England, etw
ter in Frankreich, der Weizenpreiß
höchſten, oder der Silberwerth ſein
ſten Stand erreicht zu haben. Währ
erſten zwei Drittheile des achtzehnter
hunderts hat ſich, ſcheint es, jener
geſenkt, oder dieſer etwas erhoben; u
muthlich hätte dieſe Veränderung ſch
ge Zeit vor Ablauf des ſiebzehnten J
derts angefangen.

Nach der Tafel der franzöſiſcher
zenpreiße findet ſich der vierzig- f
ſechszigjährige Durchſchnitt, vom Jah
an gerechnet, höher, als wenn man i
irgend einem der folgenden Jahre an
net nimmt. Der ſechszigjährige Durc
von 1626 bis 1686 iſt 24 Franken 1
Centimen; der von 1646 bis 1706
24 Franken 83 Centimen; der von
bis 1766 nur 17 Franken und 73
timen.

Nach der Tafel der engliſchen
findet ſich der Durchſchnitt aus ſechzig
ren von 1637 bis 1700 zwar um
Schilling höher, als der aus den ſec
Jahren vor 1637. Aber darum k
doch nicht wohl annehmen, daß der
werth in jenen 60 Jahren noch im

ſinken fortgefahren habe, wenn man bedenkt: erſtens, daß, in jenem Zeitraume, der Bürgerkrieg ausbrach, der durch Stöhrung des Ackerbaues und Getreidehandels den Kornpreiß erhöhen mußte; zweitens, daß ſeit dem Jahre 1688 die Getreideausfuhrprämie eingeführt war, die, was man ihr auch für gute Würkungen auf den Getreidebau zuſchreiben mag, zwiſchen 1688 und 1700 nicht Zeit hatte ſolche Würkungen hervorzubringen, ſondern bloß die Folge haben konnte, kraft der begünſtigten Ausfuhr den einheimiſchen Preiß zu erhöhen. Wozu noch, drittens, kam, daß die umlaufende Silbermünze, durch Abnutzen und Kippen, welches Uebel ſeit Karls II. Regierung bis 1695 immer wachſend fortging, dermaaßen verſchlechtert worden war, daß ſie zuletzt faſt nur $\frac{3}{4}$ von ihrem münzfußmäßigen Silbergehalt enthielt; weshalb die Nominalſumme des Weizenpreißes natürlich höher gehen mußte, als wenn jenes Geld ſeinen vollen Gehalt gehabt hätte.

Man darf alſo wohl annehmen, daß in England ſchon vor Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts der mittlere Weizenpreiß zu ſinken, oder der Silberwerth zu ſteigen angefangen habe. Und dieſe Veränderung

ſcheint bis ans letzte Drittheil des achtzeh
ten Jahrhunderts fortgegangen zu ſe
Denn der Durchſchnittspreiß des Quart
von acht Buſcheln Mittelweizen aus d
erſten 64 Jahren des achtzehnten Jahrh
derts findet ſich 32 Schillinge, der Dur
ſchnittspreiß aus den 64 letzten Jahren d
ſiebzehnten Jahrhunderts hingegen 40 Sch
linge und $3\frac{1}{2}$ Pence; jener alſo beträgt n
niger, als vier Fünftheile von dieſem o
iſt um 25 Prozent tiefer. Der Silberwer
im Verhältniß zum Werthe des Weizens
ſo ſcheint, nachdem er vermuthlich ſchon v
Anfange des achtzehnten Jahrhunderts
ſteigen begann, im Verlauf der erſten zw
Drittheile jenes Jahrhunderts allmählig w
ter geſtiegen zu ſeyn.

Dieß Sinken des Kornpreißes in Er
land iſt zwar von einem nahmhaften Schri
ſteller als eine bloße Folge des mittelſt d
Ausfuhrprämie beförderten Kornbaues vor
ſtellt worden. Aber auch in Frankreich h
während deſſelben Zeitlaufs, und faſt in de
ſelben Verhältniß ein Sinken des Kornpr
ßes Statt gehabt; und doch war bis zu
Jahre 1764 die Kornausfuhr in Frankrei
geſetzlich unterſagt. Es iſt nicht wohl einz
ſehen, wie derſelbe Preißabſchlag, der

dem einen Lande, trotz des Ausfuhrverbots, Statt fand, in dem andern eine Folge von der außerordentlichen Ausfuhrbegünstigung sollte gewesen seyn.

Ueberdem ist für entfernte Zeiträume Korn ein genaueres Werthmaaß als Silber. Als, nach Entdeckung der überreichen amerikanischen Minen, Korn dreimal und viermal theurer ward, erklärte man allgemein diese Veränderung für eine Folge nicht von irgend einem Steigen am Sachwerth des Korns, sondern von einem Fallen am Sachwerth des Silbers. Wenn also der Kornpreiß im Durchschnitt der 64 ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts etwas tiefer gewesen ist, als er im Durchschnitt der 64 letzten Jahre des siebzehnten Jahrhunderts gewesen war; so sollte man gleicherweise diese Veränderung nicht einem sinkenden Sachwerth des Korns, sondern einem steigenden Sachwerth des Silbers zuschreiben.

Vorausgesetzt die Richtigkeit dieser Thatsache selbst; so läßt sich wohl begreifen, wie der Silberwerth hat in seinem Sinken eine Gränze finden, und von da sich allmählig erheben können; wenn man bedenkt, theils wie sehr seit Entdeckung der amerikanischen Minen die Nachfrage nach Silber auf dem

Markt der handelnden Welt gewachsen
theils wie sehr die Bergbaukosten,
nicht immerfort ergiebigere Minen en
wurden, haben zunehmen müssen: zwe
trachtungen, die, selbst ohne Hinsich
die vorliegende Frage, an sich inter
sind.

Seit Entdeckung der neuen Wel
die Nachfrage nach Silber im Ganze
immerfort vermehrt, oder der Mark
das Erzeugniß der amerikanischen Mine
immer weiter ausgedehnt.

Erstens, der europäische Mark
größer geworden. Seit dem funfze
Jahrhundert haben nicht nur England
Niederlande, Frankreich und Deutsc
sondern auch Dänemark, Schweden und
land sich an Ackerbau sowohl als an
nufakturwaaren beträchtlich aufgenon
Italien, das vor jenem Zeitpunkt in
fall gerathen war, scheint seit dem sich
eher im Ganzen erhohlt, als verschlim
zu haben. Und wenn Portugall und
nien seitdem würklich zurückgegangen
so ist jenes ein kleines Land, und
vergleicht man seinen neuern Zustand
dem vor dreihundert Jahren, wohl w
verfallen, als man sich einbildet. D

nehr

nehmende Boden- und Arbeitsertrag von Europa muß nothwendig eine zunehmende Quantität Silbermünze zu seinem Umsatz, und die größere Menge begüterter Personen muß gleicherweise eine größere Quantität Schmuck und Geräthe von Silber erfordert haben.

Zweitens. Amerika selbst wird für das Silber seiner Minen ein neuer Markt. Und da es sich schneller an Landbau, Gewerbfleiß und Bevölkerung aufnimmt, als die gedeihendsten Staaten unseres Welttheiles; so muß seine Nachfrage nach Silber ebenfalls schneller wachsen. Das gesammte brittische sowohl als republikanische Nord-amerika und ganz Westindien sind ganz neue Märkte, wo theils zu Münze, theils zu anderm Gebrauch eine immer größere Zufuhr von Silber erfodert wird; statt daß dort ehedem keine Nachfrage darnach Statt fand. Ferner sind alle portugiesische sowohl, als auch, wenn man Peru und Mexiko ausnimmt, die spanischen Besitzungen, vormals von Wilden, jetzt von civilisirten Menschen bewohnt, neue Märkte für Silber geworden. Und selbst in Peru und Mexiko, obzwar man sie nicht als ganz neue Märkte für Silber betrachten kann, ist die Nachfrage nach diesem Metall gewiß über allen Ver-

gleich stärker, als sie je zuvor seyn mochte. Denn was auch immer erzählt werden mag von dem glänzenden Zustande jener Länder in alten Zeiten, so wird man das Fabelhafte in diesen Erzählungen bald gewahr, wenn man bedenkt, daß diese Länder kein Arbeitsvieh, fast kein Hausthier, kein Eisen und kein Geld kannten. Die spanischen Kolonien, obzwar unter einer Regierung, die der Kultur, Industrie und Bevölkerung minder günstig ist, nehmen sich bei ihrem fruchtbaren Boden, ihrem glücklichen Klima, und der großen Menge und Wohlfeilheit von [illegible]nd, welche Vortheile jenen Nachtheil überwiegen, fortgehend immer mehr auf, wie der Anwachs der Städte beweiset. Lima z. B., das um 1713, nach Freziers Bericht, zwischen fünf und zwanzig und acht und zwanzig tausend Einwohner hatte, besaß, nach Ulloa's Bericht, etwa dreißig Jahre später, mehr als funfzig tausend. Und ein ähnlicher Unterschied findet sich zwischen den Abgaben dieser Schriftsteller von der Volksmenge verschiedner andrer Städte in Peru und Chili.

Drittens. Südasien, oder wie man es gewöhnlich nennt, Ostindien, ist für das amerikanische Silber ein Markt, der, seit

der ersten Entdeckung der amerikanischen Minen, bis auf die neue Herrschaft der Britten am Ganges, ein immer größeres und größeres Quantum dieses Metalls an sich gezogen hat. Von jener Zeit an wuchs der direkte Handel zwischen Ostindien und der neuen Welt, der mittelst der Acapulcoschiffe getrieben wird; und noch weit stärker wuchs der indirekte Verkehr, der über Europa geht. Statt daß im sechszehnten Jahrhundert die Portugiesen unter allen europäischen Nationen allein einen regelmäßigen Handel mit Ostindien trieben, drängten sich neben ihnen zuerst die Holländer ein, deren Handel viel stärker wuchs, als der portugiesische verfiel. Die Britten und Franzosen folgten nach, und späterhin die Dänen und Schweden. Selbst die Russen haben jetzt mit Chinesen über Kiachta, so wie mit Hindostanern über Astrachan einigen unmittelbaren Verkehr. Aller dieser Nationen ostindischer Handel hat fast beständig zugenommen. Der Verbrauch ostindischer Güter in Europa vermehrte sich so sehr, daß er ihnen allen einen Anwachs von Beschäftigung gewährte. Beträgt doch z. B. bloß der Thee, der jetzt in Großbritannien allein verbraucht wird, jährlich an 150,000 Centner; ein Artikel, der vor der

Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Europa wenig bekannt war.

Aber alle die zahllosen Güter, die Europa aus Ostindien zieht, kann es dort mit keiner andern Waare vortheilhafter eintauschen, als mit edelm Metall, und insonderheit mit Silber. In Ostindien, zumal in China und Hindostan, hatte zu der Zeit, als Portugal dahin zu handeln anfing, das edle Metall einen viel höhern Werth, nach Nahrung und Arbeit gerechnet, denn in Europa; und es hat ihn allda noch jetzt. Solche südliche Länder geben des Jahres zwei, manchmal drei Ernten an Reis, jede reichlicher als irgend eine gewöhnliche Kornernte. Sie müssen daher eine weit größere Fülle von Nahrung haben, und können mithin auch weit stärker bevölkert seyn, als irgend ein ihnen an Umfang gleich europäisches Land.

Selbst also, wenn die Minen, die den ostindischen Markt mit edelm Metall versorgten, eben so ergiebig gewesen wären, wie die, welche den europäischen Markt versorgten, hätte dieß Metall doch eine größere Quantität Nahrung in Ostindien eingetauscht, denn in Europa. Aber die Minen, welche den ostindischen Markt versorgten, waren

ſcheint es, weniger ergiebig. Es galt alſo das edle Metall beim Eintauſch von Nahrung in Oſtindien mehr, oder der Geldpreiß der Nahrung war dort niedriger.

Nun iſt der Sachlohn der Arbeit, das Quantum von Lebensbedürfniſſen, das dem Arbeiter zu Theil wird, beſonders in Hindoſtan und China, den zwei großen Märkten von Südaſien, kleiner, als ſonſt überall in Europa. Der Geldlohn ſteht ſonach dort aus einem doppelten Grunde viel tiefer: nehmlich erſtens, wegen des niedrigern Geldpreißes der Nahrung; und zweitens, wegen der kleinern Quantität Nahrung, die dem Arbeiter zu Theil wird. In Ländern aber von gleicher Kunſt und Induſtrie iſt der Geldpreiß der meiſten Manufakturen dem Geldpreiße der Arbeit proportional: und an Kunſt und Induſtrie ſcheinen Hindoſtan und China den meiſten europäiſchen Ländern nicht viel nachzugeben. Der Geldpreiß der meiſten Manufakturen wird daher natürlich wohlfeiler in jenen großen Reichen, als irgendwo in Europa ſeyn. Und was von Kunſtwaaren geſagt iſt, gilt nicht weniger von Naturprodukten, ſoweit ihr Preiß von der zu ihrer Erzeugung angewandten Arbeit abhängt.

Aus allen dieſen Urſachen iſt edles tall eine Waare, deren Verſendung aus topa nach Oſtindien immer großen Vo gewährt hat, und noch gewährt. giebt es eine andre, die dort mehr gilt, die, nach Verhältniß der Quantität und Güter, welche ſie in Europa koſtet, eine größere Quantität Arbeit und befehlen und erkaufen kann.

Auch iſt es vortheilhafter, Silber hin zu ſchicken, als Gold, weil auf meiſten oſtindiſchen Märkten ſchon zehn, ſtens zwölf Unzen Silber eine Unze erkaufen, während in Europa vierzeh funfzehn Unzen darzu nöthig ſind. Ladung der meiſten europäiſchen Schiff nach Oſtindien ſegeln, macht daher gemeiniglich einen Hauptartikel aus; es auch der Hauptartikel auf den nach nille ſegelnden Acapulcoſchiffen iſt.

Zur Verſorgung eines ſo weit ausg ten Markts gehört, daß die jährlich au Minen gezogene Quantität Silber hin nicht nur jenen beſtändigen Anwachs Münze ſowohl als von Silberzeug zu fern, der in allen gedeihenden Länder fodert wird; ſondern auch jenen beſtän Abgang und Verſchleiß zu decken, der

all Statt findet, wo dieß Metall im Gebrauch iſt.

Der beſtändige Verſchleiß des edeln Metalls in Münzen durch das Scheuern, und in Geräthſchaften durch das Abnutzen und Reinmachen, iſt ſehr merklich, und muß allein ſchon, bei Dingen von ſo ausgebreitetem Gebrauch, eine bedeutende alljährige Zulieferung erfordern. Noch auffallender und ſchneller, obzwar vielleicht nicht größer, iſt der Verbrauch in manchen Fabrikaturen; bei Treſſen, Stickereien, reichen Stoffen, vollends aber beim Verſilbern, Vergolden und Platiren; wozu bloß in den Fabriken zu Birmingham jährlich eine Quantität von Silber und Gold verwendet wird, die man auf 50000 Pfund Sterling oder mehr als drei hundert tauſend Thaler preußiſch an Werth ſchätzt. Ueberdem geht auch jährlich eine beträchtliche Quantität verlohren, theils beim Transport, vornehmlich zur See, theils durch das in den nordafrikaniſchen, und in den meiſten aſiatiſchen Staaten faſt allgemein übliche Vergraben von Schätzen, deren Geheimniß nicht ſelten mit dem Vergräber ſtirbt.

Die Quantität des jährlich nach Spanien und Portugal eingeführten Goldes und

Silbers, und zwar des registrirten so
als dessen, was man als eingeschlichen
nehmen kann, belief sich um die Mitte
vorigen Jahrhunderts, nach einem meh
rigen Durchschnitt, den besten Nachri
und Schätzungen zufolge, auf ohngefähr
Millionen Pfund Sterling, oder sechs
dreißig Millionen preußische Thaler. A
gleich das jährlich aus den amerikani
Bergwerken gezogne Silber und Gold
alles nach Spanien und Portugal ko
sondern ein Theil davon jährlich auf
Acapulcoschiffen nach Manilla geht; ein
zum Schleichhandel der spanischen und
tugiesischen Kolonien mit andern europä
Nationen und deren Kolonien gebr
wird; und ein Theil im Lande bleibt
kommt doch nach Spanien und Por
unstreitig das Meiste. Und wenn gleic
Minen von Amerika keinesweges die
gen Gold- und Silberminen in der
sind; so sind sie doch bei weitem die
bigsten. Aber von dieser ganzen nach
nien und Portugal jährlich eingefü
Quantität, wenn man sie zu 36,000
Thaler anschlägt, macht dasjenige, w
den Birminghamschen Fabriken allein
Versilbern, Vergolden und Platiren jä

verbraucht wird, wenn man es auf 300000 Thaler rechnet, ſchon den hundert und zwanzigſten Theil aus. Der geſammte jährliche Verbrauch an Gold und Silber in allen Ländern der Welt mag alſo dem ganzen jährlichen Ertrage der Minen in der letzten jener drei vorher angeführten Zeitperioden vielleicht ziemlich nahe gekommen ſeyn; ſo daß der Ueberreſt die zunehmende Nachfrage aller geldeihenden Länder zu beſtreiten, nur ebenhin reichte, oder wohl gar gegen dieſe Nachfrage zu klein ausfiel, wodurch dann der Preiß jener Metalle auf dem europäiſchen Markt etwas ſtiege.

Ueberhaupt, wie groß oder klein auch immer die jährliche Einfuhr an Silber und Gold ſeyn mag, ſtrebt allemal der jährliche Verbrauch dieſer Metalle ſich mit ihrer jährlichen Einfuhr in Gleichgewicht zu ſtellen. Denn ihr Verbrauch nimmt zu nicht nur wie ihre Maſſe, ſondern wohl in einer noch viel größern Proportion; weil, wenn ihre Maſſe ſich vermehrt, ihr Werth ſich vermindert, und ſie daher ſtärker gebraucht, und weniger geſchont werden. Nach einer gewiſſen Periode muß ſonach der jährliche Verbrauch jener Metalle mit ihrer jährlichen Einfuhr, falls dieſe nicht unaufhörlich wächſt,

zur Gleichheit kommen. Iſt das erfolgt, und nimmt dann die jährliche Einfuhr nach und nach ab, ſo kann wohl eine Zeit lang der jährliche Verbrauch die jährliche Einfuhr überſchreiten: aber dann wird auch, ſo wie die Maſſe jener Metalle nach und nach abnimmt, ihr Werth allmählig ſteigen, bis nach wieder anhaltend gleichförmig gewordener Einfuhr der jährliche Verbrauch ſich ſo einrichtet, wie ihn die jährliche Einfuhr unterhalten kann.

Selbſt wenn die Nachfrage nach Silber auf dem Markt der handelnden Welt ſeit der Entdeckung von Amerika nicht zunahm, ſondern bloß ſich immer gleich blieb, mußte der Silberwerth in ſeinem Sinken doch mit der Zeit an eine Gränze kommen, unter die er nicht auf die Dauer hinabgehen konnte, ohne daß die Lieferung des Silbers ſtockte, und ſonach ſein Werth ſich wieder hob. In den erſten Zeiten nach der Entdeckung von Amerika, ſo lange das Silber auf dem europäiſchen Markt noch den alten, oder einen nicht viel geringern Preiß galt, ſtanden die Profite des amerikaniſchen Bergbaues weit über ihrem natürlichen Satz, und erzeugten daher einen außerordentlichen Eifer, amerikaniſches Silber nach Europa zu bringen. Aber eben dieſe immer wachſende Zufuhr von

Silber, das seinen ursprünglichen Kosten nach so sehr viel wohlfeiler war, als es bei seinem Verkauf; d. i. bei seinem Umsatz gegen europäische Güter und Arbeiten, galt, machte, daß es nicht lange um diesen hohen Preiß sich absetzen ließ, sondern bald anfing weniger zu gelten. Sein Preiß sank nach und nach immer tiefer, bis er auf den Naturpreiß fiel, d. i. auf denjenigen, der eben nur hinreicht, den Lohn der Arbeit, den Profit des Verlages und die Rente des Bodens, die bezahlt werden müssen, wenn das Silber zu Markt kommen soll, nach den natürlichen Sätzen dieser drei Stücke zu bezahlen. Tiefer sinken konnte er nicht; es wäre denn, daß ihn die Entdekkung immer reicherer und noch reicherer Minen in seinem Sinken forterhielt. Aber seit 1545, dem Entdeckungsjahre der Minen von Potosi, sind reichere wohl nicht entdeckt. Und von 1545 bis etwa 1636, wo in England, oder, bis etwa 1666, wo in Frankreich das Silber seinen tiefsten Stand erreicht zu haben scheint, hatte dasselbe Zeit genug bis auf ihn herabzusinken. Dieser tiefste Stand war derjenige, bei welchem der Bergbau weiter nichts, als dem Unternehmer seinen Verlag mit dem üblichen Profit wiedergab, und ihm die Entrichtung der Re-

galabgabe, die seit 1504 auf ein Fünftheil des rohen Ertrages festgesetzt war, da sie früher ein Drittheil und Anfangs die Hälfte betrug, möglich machte.

Auf dieß Minimum mußte der Silberpreiß bei unveränderter Nachfrage heruntergehen, selbst wenn die Ergiebigkeit der Minen immer dieselbe blieb, d. h. wenn mit einer gleichen Quantität Arbeit und andrer Erfordernisse des Bergbaues und Hüttenbetriebs, immer eine gleiche Quantität Silber zu Markt gebracht werden konnte. Denn gesetzt, daß die zur Lieferung von hundert Pfund Silber nöthige Quantität Arbeit und andrer Erfoderniſſe sich Anfangs mit funfzig Pfund Silber bezahlen ließ, und daß also, nach Entrichtung von zwanzig Pfund an Regalabgabe, noch dreißig für den Unternehmer an Profit übrig blieben; so nahm, wenn der Silberwerth sank, und folglich jene Quantität Arbeit und anderer Erfoderniſſe, z. B. mit sechzig oder siebzig Pfund bezahlt werden mußte, der Profit um zehn oder zwanzig Pfund ab. Und so wird also bei unveränderter Nachfrage nach Silber, selbst wenn die reichsten Silberminen immer gleich ergiebig blieben, durch das bloße Sinken des Silberwerths der Bergbauprofit bis auf den

Nichtstand der Profite bei den andern Verlagsanwendungen herabgezogen.

Sofern dadurch der Bau mancher andern minder reichen Minen, der bei einem höhern Silberwerth möglich war, unmöglich wird, und daher die Silberlieferung abnimmt, kann sodann der Silberwerth nicht nur schweben bleiben, sondern auch wohl etwas steigen.

Noch mehr muß das geschehen, wenn die Ergiebigkeit der Minen sich vermindert, oder zur Lieferung einer gleich großen Quantität Silber dieselbe Quantität Arbeit und Verlag nicht mehr hinreicht; sondern wegen der größern Tiefe, zu welcher die Werke getrieben werden müssen, und der kostspieligern Anstalten, die deshalb nöthig sind, eine größere erfodert wird. Soll der Bergbau bei den solchergestalt zunehmenden Realkosten dennoch fortgehen; so müssen diese Kosten vergütet werden, entweder durch ein verhältnißmäßiges Steigen des Silberwerths, oder durch eine verhältnißmäßige Verminderung der Regalabgabe, oder zum Theil durch das eine, zum Theil durch das andere.

Das Steigen des Silberwerths, welches schon vor Ablaufe des siebzehnten Jahrhunderts eintrat, scheint jenen Anwachs der Bergbaukosten nicht genugsam gedeckt zu ha-

ben. Denn 1736 ward die Regalabgabe, die bis dahin immer ein Fünftheil betragen hatte, auf ein Zehntheil herabgesetzt; vermuthlich bloß darum, weil bei jener Abgabe mehrere Bergwerke in Stillstand geriethen; so wie, aus gleichem Grunde, die Abgabe vom Golde bis auf ein Zwanzigtheil im spanischen Amerika herabgesetzt ist.

Eine solche Verminderung der Regalabgabe muß, wenn eine zunehmende Nachfrage nach Silber den Werth desselben emporzuheben strebte, solchem Steigen entgegengewürkt haben. Denn was an der Regalabgabe erlassen ward, wuchs dem Profit zu, und machte sonach, daß manche Minen, deren Bearbeitung bei der alten Abgabe nicht möglich war, in Betrieb kamen, und daß also das jährlich zu Markt gebrachte Silberquantum etwas größer, und folglich der Werth z. B. eines Pfundes Silbers etwas geringer war, als er sonst würde gewesen seyn. Vermöge der 1736 erfolgten Herabsetzung der Regalabgabe stand auf dem europäischen Markt der Silberwerth, wenn er auch nach diesem Zeitpunkt nicht sank, oder gar höher ging, als vor 1736, vermuthlich dennoch zehn Prozent tiefer, als er

gestanden hätte, wenn die Regalabgabe unvermindert geblieben wäre.

Vorausgesetzt also die Richtigkeit der Thatsache, daß während der ersten zwei Drittheile des vorigen Jahrhunderts auf dem europäischen Markt der Silberwerth steigend gewesen, so ließe sich dieß Phänomen sowohl durch die zunehmende Nachfrage nach Silber, als durch die wachsenden Kosten des Baues der Silberminen befriedigend erklären.

Nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sich der Durchschnittspreiß des Korns Anfangs allmählig, dann aber in dem letzten Jahrzehend sehr schnell gehoben.

Der Durchschnittspreiß in Frankreich aus den 33 Jahren von 1756 bis 1788. war $22,^{5}$ Franken, statt daß der dreißigjährige von 1746 bis 1776 nur $21,^{33}$ Franken, der von 1736 bis 1766 nur $18,^{25}$ Franken, und der von 1726 bis 1756 nur $17,^{18}$ Franken gewesen war.

In England war der Durchschnittspreiß aus den Jahren 1775 bis 1803, beide mit eingeschlossen, $53\frac{7}{8}$ Schillinge, *) statt daß

*) Siehe J. Jepson Oddy's European Commerce. London 1805. p. 503.

der dreißigjährige Durchschnittspreiß von 17
bis 1799 nur 48 Schillinge, der von 17
bis 1789 nur 41⅝, der von 1750 bis 17
nur 38$\frac{1}{12}$, der von 1740 bis 1769 n
32¾, der von 1730 bis 1759, so wie
von 1720 bis 1749 nur 29$\frac{5}{6}$, der von 17
bis 1734 hingegen 33¼ und so weiter rü
wärts wiederum höher gewesen war.

Jeder Versuch, dieß schnelle und ho
Steigen des Kornpreißes, zumal seit
letzten Decade des vorigen Jahrhunderts, a
seinen wahren Ursachen befriedigend zu
klären, bleibt wohl besser auf weitere Erfa
rung ausgesetzt.

Statt der hier dargestellten Variation
des Silberwerths in den letzten fünf Jah
hunderten, soll, nach der Meinung meh
rer Schriftsteller, welche sich mit Unters
chungen über die Preiße der Dinge besch
tigt haben, nur eine einzige Variation vo
gegangen seyn. Der Silberwerth, behau
ten sie, sey von den ältesten Zeiten an od
wenigstens im Laufe dieses halben Jahrta
sends immerfort gesunken. Sogar die Zah
verhältnisse, nach welchen dieß beständi
Sinken des Silberwerths nach und nach e
folgt seyn soll, hat ein achtungswerther brit
tischer Mathematiker, Schukburgh Evelyn

zu

zu berechnen verſucht, *) und das Reſultat dieſer Berechnung hat ein anderer nicht gemeiner Schriftſteller für eine der wichtigſten ſtaatswirthſchaftlichen Entdeckungen erklärt.

Was zu dieſer Meinung Anlaß gegeben zu haben ſcheint, ſind theils Fehlſchlüſſe betreffend alte Preiße von Korn ſowohl als von manchen andern Produkten, theils das herrſchende Vorurtheil, als müſſe, weil in jedem Lande mit der Zunahme ſeines Vermögens die Quantität Silber zunimmt, in eben dem Maaße, wie die Silbermenge ſich vermehrt, der Silberwerth ſich vermindern. Beides verdient eine genauere Prüfung.

Was man von Kornpreißen aus dem Mittelalter bis ins vierzehnte Jahrhundert kennt, ſind Preiße nicht von auf einander folgenden Jahren, ſondern nur von dieſem und jenem einzeln; und meiſt nur von ſolchen, die ſich durch außerordentliche Theurung oder Wohlfeilheit ausgezeichnet hatten. Aus dergleichen Angaben iſt nicht leicht abzunehmen, was in irgend einem Zeitraum der ordentliche oder Mittelpreiß mag geweſen ſeyn. Und doch haben Schriftſteller,

*) Philosophical Transactions. Year 1798. part. I. p. 176.

ſcheint es, durch den außerordentlich tiefen Preiß von manchem Jahre jener alten Zeiten ſich zu dem Fehlſchluß verführen laſſen, als wäre, weil der damalige tiefſte Preiß viel niedriger war, als irgend einer aus der ſpäteren Zeit, auch der ordentliche Mittelpreiß viel niedriger als ſpäterhin geweſen.

Aber ſie hätten bald finden können, daß auch die damaligen höchſten Preiße alles überſteigen, was ſpäterhin von höchſten Preißen vorkommt. So werden von Fleetwood zwei engländſche Preiße vom Jahre 1270 angeführt, deren einer 288, der andre 284 Schillinge jetzigen Geldes für den Quarter Weizen betragen; imgleichen ein Preiß vom Jahre 1317, der 240 beträgt: Preiße, die ſeitdem bis auf den heutigen Tag unerhört geweſen ſind. Natürlich wechſelt der Kornpreiß am meiſten in jenen unruhigen und ungeordneten Geſellſchaften, wo durch Unterbrechung alles Handels und Verkehrs die Fülle von einer Gegend gehindert wird, dem Mangel einer andern auszuhelfen; welches zu jenen ſogenannten Fauſtrechtszeiten bekanntlich der Fall war.

Sicherer als es aus ſolchen loſen Preißangaben geſchehen kann, ſind daher oben aus Parlamentsakten die Mittelpreiße des Wei-

zens in England von jenen ältern Zeiten bestimmt worden; wogegen für Frankreich aus den vollständigern Angaben, die man von den dortigen Preißen der einzelnen Jahre besitzt, die Mittelpreiße jener Zeiten sich schon ziemlich sicher entnehmen lassen.

Indessen scheinen es auch nicht sowohl die Kornpreiße zu seyn, woraus jene Schriftsteller das beständige Sinken des Silberwerths von jenen alten Zeiten an bis auf die jetzigen gefolgert haben; als vielmehr theils die Preiße verschiedner andrer Produkte, theils die Sätze des Arbeitslohns. So sind in Schukburgh Evelyne's Tafel die mittlern Weizenpreise bei den Jahren 1350, 1450, 1550, 1600, 1650, 1675, 1720, 1740, 1760, 1780 in folgenden Verhältnissen angegeben, 100, 75, 100, 215, 293, 246, 233, 197, 203, 216; wo jede Zahl der letztern Reihe sich auf jede der erstern nach derselben Ordnung, wie sie hier stehen, bezieht. Und offenbar stimmt dieß im Ganzen mit demjenigen, was oben über die Veränderungen des Silberwerths gesagt ist, ziemlich überein. Dagegen sind in eben der Tafel bei den Jahren 1350, 1450, 1550, 1675, 1740, 1760 die Verhältnisse der Durchschnittspreiße von Groß- und Klein-

vieh, Hausgeflügel, Butter, Käse u
(alle dieſe Artikel zuſammengenomm
den Zahlen 56, 90, 100, 239, 43
und die Verhältniſſe des ländlichen
nes in den Zahlen 75, 96, 1c
250, 275 ausgedrückt; wo die B
der Zahlen auf einander wieder ſo,
her, zu verſtehen iſt. Und nach di
gaben den Silberwerth geſchätzt,
allerdings ein beſtändiges Sinken
ſtatt gefunden haben.

Aber aus den Preißen des G
Kleinviehes und Geflügels in ver
Perioden der Kultur läßt ſich d
werth, den das Silber damals gel
nicht erkennen. In einem von Nat
baren, aber noch großentheils unan
und dünn bewohnten Lande ſind
Geflügel, ſo wie Wildpret, im V
zum Korn wohlfeil; nicht, weil
ber allda von hohem Werth, ſont
dieſe Waaren allda von geringeren
ſind: ſie koſten in den Zeiten der
und Armuth weniger Arbeit, und g
halb dann auch weniger Arbeit, als
ten größerer Kultur und Begüteru
doch in Südamerika, wo das Silb
einen geringern Werth hat, als in

weil es von dort, beladen mit Transportkosten, hieher kommt, das Rindvieh wohlfeiler, als in irgend einer europäischen Gegend; warum anders, als weil es dort weniger Arbeit kostet.

Mit dem Fortgange der Kultur geht der Viehpreiß in die Höhe; aber sein höherer Stand in Verhältniß zum Kornpreiße beweiset dann auch nicht, daß der Sachwerth des Silbers kleiner, sondern daß der Sachwerth des Viehes größer geworden ist; das Vieh wird dann mit mehr Arbeit gezogen und gepflegt, und muß daher auch eine größere Quantität Arbeit gelten. Wozu noch kommt, daß im Kulturfortgange das Vieh, seiner Beschaffenheit nach, verbessert wird. Das englische Pferd, das, nach Schukburgh's Tafel, im Jahr 1550 nur 42 Schillinge galt, kommt gegen das, welches 1760 mit 280 Schillingen bezahlt ward, in keinen Vergleich. Und eben so ist es mit den verschiednen Arten des Schlachtviehes und Geflügels, und selbst zum Theil mit Butter und Käse bewandt.

Indem also nach den verschiedenen Graden der Kultur einer Nation solche Artikel sehr verschiedne Quantitäten Arbeit darstel-

len und gelten, geben sie kein taug
Maaß zur Messung des Silberwerths

Aber bei jedem Grade der Kultur
jedem Zustande des Vermögens einer N
ist Korn das Erzeugniß menschlicher A
und bei gleichem Boden und Klima
dert im Durchschnitt die Gewinnung
cher Quantitäten Korn so ziemlich gle
Arbeit; weil, wenn schon mit zunehm
Kultur die Wirksamkeit der Arbeit sic
stärkt, dieser Vortheil durch den steig
Preiß des Viehes, als des Hauptinstru
der Kultur, mehr oder weniger aufge
wird. Keines Produkts Verhältniß
Arbeit ist daher bei allen verschiednen
den der Kultur und Bereicherung n
veränderlich, von keinem Produkt si
Quantitäten, die gleichviel Arbeit da
oder gelten, zu verschiednen Zeiten im
schnitt minder ungleich, als von Korn.
ser läßt sich sonach über den Silber
das ist, über das einem Quantum
gleich geltende Quantum Arbeit, urtl
wenn man ihn mit Korn, als wenn
ihn mit irgend einem andern Produkte

Was den Geldlohn betrift; so ist n
Zeiten und Ländern, wann und wo de
beiter ein gleichgroßer Lebensgenuß für

Arbeit zu Theil wird, sein Geldlohn pro-
portional dem Geldpreiße der Nahrung; und
der dem Arbeiter zu Theil werdende Lebens-
genuß, oder Sachlohn, ist höher oder nie-
riger, nicht nach Maaßgabe der Wohlha-
enheit oder Armuth der Länder, sondern
ach Maaßgabe ihres fortschreitenden oder
ückgängigen Wirthschaftsganges.

Wenn also in England nach Schukburghs
Tafel, während der Kornpreiß von 1350
is 1450 um ein Viertheil sank, der Geld-
ohn fast um ein Drittel stieg; und während
ner von 1675 bis 1740 um ein Fünftheil
ank, dieser um ein Drittheil stieg: so be-
weiset dieser gestiegene Geldlohn nicht eine
Verminderung des Silberwerths auf dem
uropäischen Markt; sondern eine Vermeh-
ung der Nachfrage nach Arbeit auf dem
Markt von England, als eine Folge des
ortschreitenden Ganges der englischen Natio-
alwirthschaft. Denn in Frankreich, das
icht ganz so fortschritt, sank der Geldlohn
übereinstimmend mit dem Kornpreiße wäh-
end des letzterwähnten Zeitraums so, daß
r ziemlich gleichförmig ein Zwanzigtheil von
em Durchschnittspreiße eines Pariser Sep-
iers Weizen, oder etwa 2 $\frac{1}{10}$ Metzen Ber-
ner Maaß betrug.

Aber was wohl mehr noch, als die eben geprüften Fehlschlüsse, mag beigetragen haben, jene Schriftsteller irre zu führen, ist der herrschende Gedanke, als müßte, wenn mit eines Landes anwachsender Begüterung in ihm die Silbermenge sich vermehrt, in eben dem Maaße, wie diese zunimmt, der Silberwerth abnehmen: eine Meinung, die durchaus auf Vorurtheil zu beruhen scheint.

Aus zwei verschiednen Ursachen kann, wie schon mehrmals erwähnt worden ist, die Quantität des Silbers in einem Lande sich vermehren: entweder kraft der größern Ergiebigkeit der das Silber liefernden Minen; oder kraft des größern Realvermögens der Nation. Unstreitig zieht die erste dieser Ursachen, für sich allein genommen, allemal eine Verminderung des Silberwerths nach sich. Aber die zweite thut das keinesweges.

Wenn, während der Zustand der das Silber liefernden Minen ganz derselbe bleibt, in einem Lande, kraft seines zunehmenden Realvermögens, die Silbermenge sich vermehrt; so wird darum der Silberwerth in diesem Lande nicht sinken: er wird vielmehr, kraft der mit dem Realvermögen natürlich wachsenden Nachfrage nach Silber steigen. Das Silber wird häufiger nach diesem Lande

gehen, nicht weil es da weniger, sondern weil es da mehr gilt: denn, gleich jeder andern Waare, sucht natürlich das Silber den Markt, wo es den besten Preiß findet; und den findet es da, wo man ihn zu geben, kraft der Fülle von Nahrung und Gütern aller Art, am besten im Stande ist. Natürlich also wird der Silberwerth, wenn ihn nicht die zufällige Entdeckung ergiebigerer Minen niederhält, in jedem Lande, mit dessen zunehmender Kultur und Begüterung steigen: oder es wird, unter diesen Voraussetzungen, der Mittelpreiß des Korns sinken.

Aber sonach müßte ja zu aller Zeit, wie auch immer die den Markt der Handelswelt mit edeln Metall versorgenden Bergwerke mögen beschaffen seyn, der mittlere Kornpreiß tiefer in wohlkultivirten und starkbegüterten Ländern stehen, als in schlecht angebauten und armen. Wie reimt sich nun dieß mit der Erfahrung, wenn man den Gang des Kornhandels zwischen den verschiednen Ländern betrachtet, und erwägt, daß allemal der Kornpreis tiefer in dem Lande stehen muß, welches ausführt, als in dem, welches die Zufuhr empfängt?

In überaus vielen Fällen findet würklich aus kultivirtern und reichern Gegenden nach

minder angebauten und ärmern eine n
oder minder regelmäßige Kornausfuhr ſt
wie z. B. aus England nach Schottland,
Dänemark nach Norwegen, aus Schwe
nach der Schweitz, und überhaupt aus L
derungen nach anſtoßenden Gebirgen: e
klaren Beweiſe, daß, in den erſtgenann
Ländern der Kornpreiß tiefer, und ſo
der Silberwerth höher iſt; ganz dem obi
Satze gemäß.

In großen Städten iſt allemal der K
preiß höher als in einem abgelegnen La
ſtrich; aber nicht, weil in ihnen das Sil
weniger, ſondern weil in ihnen das K
mehr Sachwerth hat. Es koſtet nicht
weniger Arbeit, Silber nach ihnen zu b
gen, als nach dem abgelegnen Landſtri
aber es koſtet weit mehr Arbeit, ihnen K
zuzuführen.

Aus gleicher Urſache iſt in manchem
reichen Lande, wie z. B. in Holland
im Genueſiſchen, der Kornpreiß höher,
anderswo. Dieſe Länder ſind reich an Fl
und Geſchicklichkeit ihrer Einwohner,
aller Art von Maſchinerie zur Verkürzu
und Erleichterung der Arbeit, an Schif
und andern Mitteln des Transports u
Handels; aber ſie ſind arm an Korn, wov

ihr Boden, trotz der sorgfältigsten Kultur, nicht genug für den Bedarf der zahlreichen Einwohner hervorbringt. Das Korn also, da es aus entferntern Ländern zu ihnen kommt, muß die Fracht von daher sammt allen damit verknüpften Unkosten durch einen Aufschlag seines Preißes bezahlen. Es kostet nicht viel weniger Arbeit amerikanisches Silber nach Amsterdam, als nach Danzig zu bringen, aber mit weit mehr Arbeit wird südpreußisches Korn nach Amsterdam, als nach Danzig, gebracht.

Das Realvermögen in Holland und die damit als Würkung oder Ursache zusammenhängende Silbermenge ist es nicht, was den dortigen hohen Kornpreiß erzeugt. Denn man vermindere, während man die Anzahl der Einwohner dieselbe seyn läßt, jenes Vermögen sammt jener Silbermenge, und der Kornpreiß wird, statt zu sinken, bis zur Höhe einer Hungersnoth steigen können. Nach Maaßgabe des zunehmenden Mangels an Korn, wird man dafür jeden Preiß in dem Silber, das man noch hat, hingeben. Sobald es an einem Lebensbedürfnisse fehlt, opfert man Entbehrlichkeiten, wie Silber, auf, deren Werth in Nothzeit eben so sinkt, wie er in Zeiten des Wohlstandes

ſteigt: wogegen ein Lebensbedürfniß, wie Korn, ſeinem Sachpreiße d. i. dem damit erkaufbaren Arbeitsquantum nach, in Nothzeiten ſteigt, und in Zeiten der Begüterung und Wohlfahrt ſinkt; welches allemal Zeiten des Ueberfluſſes ſind, indem ſie ſonſt nicht Zeiten der Begüterung und Wohlfahrt ſeyn könnten.

In fruchtbaren Ländern, die wenig angebaut und dünn bevölkert ſind, wird, ſofern ſie einen Ueberfluß an Korn über ihren Selbſtbedarf haben, der einheimiſche Preiß dieſes Korns, durch den Preiß der Märkte regulirt, wohin es gehen ſoll. So iſt es mit Nordamerika bewandt, das noch nicht Zeit gehabt hat, zur vollſtändigen Kultur zu gelangen; und ſo mit dem ehemaligen Polen, mit Ungarn und andern Ländern, wo das Feudalweſen die Bevölkerung niederhält und den Kunſtfleiß erſtickt, ſo daß in ihnen nicht 1000 Menſchen auf die Quadratmeile kommen, und daß von der ganzen Volksmenge nicht der zehnte Theil ſich von ſtädtiſchen Gewerben allein ernährt.

Indem unter ſolchen Umſtänden, trotz der geringen Kultur, ein Ueberſchuß über den Selbſtbedarf an Korn erzeugt wird, der einen weiten Abſatz zu ſuchen hat, kann dieß

Korn daheim nur einen solchen Preiß gelten, bei dem es die Fracht nach dem entfernten Markt ertragen kann. So geschieht es, daß der Kornpreiß am Bug und an der Wilia durch den in den preußischen Seestädten, und dieser durch den in Amsterdam und andern Plätzen, wohin das Korn zur Konsumtion hingehen soll, großentheils regulirt wird.

Dieselbe Quantität Arbeit, welche in diesen Ländern eine gewisse Quantität Korn im Durchschnitt erzeugt, könnte bei besserer Anwendung eine viel größere Quantität erzeugen. In diesem Betracht ist also der Sachwerth des Korns dort nicht geringer, als anderswo. Und so fern sein Geldpreiß tiefer ist, hat also würklich das Silber in diesen Ländern einen höhern Sachwerth. Aber es hat ihn vermöge einer Verfassung und örtlichen Lage, die diesen Ländern eigen sind.

Auch würde in ihnen, wenn sie einst eine bessere Verfassung erhielten, und dadurch an Kultur und Volksmenge sich schnell aufnähmen, der Kornpreiß Anfangs wohl eher steigen, als herunter gehen. Aber in weiterem Verfolge würde er, falls ihn nicht die zufällige Entdeckung ergiebigerer Silberminen emporhielte, so gut sinken, als er un-

ter ähnlichen Umſtänden, um das Ende des vierzehnten Jahrhunderts in England und Frankreich ſank. Und ungeachtet dieſes Sinkens würde in ihnen doch die Bodenrente ſo gut, wie es damals in England und Frankreich geſchah, nicht nur an ſich mit dem vergrößerten Ertrage wachſen; ſondern auch den Grundeigner in den Stand ſetzen, mehr Lebensgenuß dafür einzutauſchen, als vordem, da er eine Menge von Artikeln, aus der weiten Fremde geholt, theuer bezahlen mußte, die er dann, in der Nähe, von ſeinen Mitbürgern, kraft der unter ihnen verbreiteten ſtädtiſchen Induſtrie, beſſeren Kaufs bekäme.

In den Ländern, welche den europäiſchen Markt mit Silber und Gold hauptſächlich verſorgen, in Spanien und Portugal iſt die Ausfuhr jener Metalle mit Abgaben belegt. Um den ganzen Betrag dieſer Abgaben muß daher in ihnen der Werth jener Metalle tiefer, und ſonach der mittlere Kornpreiß höher ſtehen, als anderswo. Und ſchon daraus wird es begreiflich, woher ihnen ſelbſt aus den barbariſchen Staaten von Nordafrika, denen ſie gewiß an Kultur überlegen ſind, Korn zugeführt werden kann.

Wiefern das brittiſche Geſetz, welches die

Korneinfuhr in Großbritannien verbietet, ſo lange der Preiß nicht über eine gewiſſe Gränze ſteigt, eine ähnliche Würkung habe, den Metallwerth niedriger und ſonach den mittlern Kornpreiß höher zu ſtellen, als er ſonſt ſeyn könnte, wird an einem andern Ort unterſucht werden.

So zeigt ſich alſo der Gang des Kornhandels, wenn man die Eigenheiten der verſchiednen Länder betrachtet, wohl vereinbar mit dem allgemeinen Satz, daß die zunehmende Kultur und Begüterung und Volksmenge der Länder, kraft der damit wachſenden Nachfrage nach Metall, den Werth des Metalls zu erhöhen ſtrebt; und, falls ihn die zufällige Entdeckung reicherer Minen nicht niederhält, würklich erhöhet.

Wenn man daher auch annimmt, daß in Europa, während des letztverfloſſenen halben Jahrtauſends, Bodenkultur, Begüterung und Volksmenge beſtändig zugenommen haben; ſo hat man doch keinen Grund daraus zu ſchließen, daß während dieſes Zeitlaufs der Silberwerth immerfort müſſe geſunken ſeyn; vielmehr laſſen ſich eben dadurch die im funfzehnten und achtzehnten Jahrhundert vorkommenden Erſcheinungen ſeines Sinkens ganz natürlich erklären.

Die bisherige Unterſuchung über das Verhältniß zwiſchen der Bodenkultur und dem Metallwerth führt zu folgenden Reſultaten.

Der niedrige Geldpreiß von Korn und Feilſchaften überhaupt, oder anders geſagt, der hohe Tauſchwerth des Metalls, welchen manche Schriftſteller als ein Merkmal von der Armuth und Unkultur des Landes, um die Zeit, als er daſelbſt Statt fand, zu betrachten ſcheinen, iſt davon kein Merkmal. Er beweiſet weiter nichts, als die Unergiebigkeit der Minen, welche zu jener Zeit die Handelswelt mit Metall verſorgten; Armuth aber und Unkultur beweiſet er nicht. Denn eine arme Nation, ſo wie ſie nicht vermag mehr Metall zu kaufen, als eine reiche; ſo vermag ſie auch nicht dafür mehr zu geben; und der Werth des Metalls kann daher nicht wohl höher in einem Lande ſeyn, wenn es ſchlecht angebauet und arm, als wenn es wohlkultivirt und reich iſt.

Der im Verhältniß zum Geldpreiße des Korns niedrige Geldpreiß von einigen beſondern Artikeln hingegen, wie von Schlachtvieh, Geflügel, Wildpret und dergleichen, iſt ein entſcheidendes Merkmal von der Unkultur und Armuth des Landes, in welchem

er ſtatt findet. Er beweiſet klar, erſtens, den großen Ueberfluß dieſer Dinge in Verhältniß zum Korn; folglich den großen Umfang von Land, das ihnen überlaſſen iſt, in Verhältniß zu dem, welches Korn trägt: und zweitens, daß jener Boden, der einen ſo werthloſen Ertrag liefert, einen ſehr geringen Werth in Verhältniß zum Kornboden, oder daß dieſer einen ſehr hohen Werth in Verhältniß zu jenem hat; daß folglich nur ein ſehr kleiner Theil des Landes angebauet, Verlag und Bevölkerung ſchwach, und die Nation noch in der Kindheit iſt.

Die zunehmende Ergiebigkeit der Gold- und Silberminen, oder das Sinken des Metallwerths, iſt an ſich betrachtet kein Beförderungsmittel der Bodenkultur und Begüterung; ſo wie die zunehmende Unfruchtbarkeit jener Minen, oder das Steigen des Metallwerths, an ſich kein Hinderniß der Kultur und Begüterung iſt.

Seit der Entdeckung der amerikaniſchen Minen zwar hat Europens Anbau und Wohlſtand ſich ungemein vermehrt, und zugleich hat der Metallwerth ſich nach und nach vermindert. Aber dieſe beiden Ereigniſſe rühren jedes von einer ganz verſchiede-

nen Urſache her, und ſtehen an ſich mit einander kaum in irgend einem natürlichen Zuſammenhange. Das Letztere iſt eine Folge von reinem Zufall, der Gold- und Silberminen entdecken ließ, reicher, als alle, die man je zuvor gekannt hatte. Das Erſtere iſt eine Folge davon, daß in einem großen Theil Europens das Feudalſyſtem aufgelöſet, und eine ſolche Staatsverwaltung eingeführt ward, welche der Induſtrie die einzige Aufmunterung, deren ſie bedarf, eine leidliche Sicherheit in Hinſicht auf den Genuß der Früchte ihres Fleißes, gewährte. Wo dieſe Sicherheit nicht eintrat, ſey es, weil das Feudalweſen blieb, oder weil kein beſſeres Syſtem an deſſen Stelle kam, da hoben ſich auch Induſtrie, Kultur und Begüterung nicht empor.

Hat doch in allen Ländern, kraft der Ergiebigkeit der amerikaniſchen Bergwerke, der mittlere Kornpreiß ſteigen, oder der Metallwerth ſinken, und die Metallmenge ſich vermehren müſſen, und zwar ziemlich nach einerlei Proportion zu dem jährlichen Boden- und Arbeitsertrage jedes Landes. Aber haben darum auch Induſtrie, Kultur und Begüterung überall zugenommen? In dem vor-

maligen Polen und den östlichen Donauländern bis auf die neueste Zeit sehr wenig; noch weniger, oder vielmehr gar nicht, in der europäischen Türkei, und der ganzen Levante; welche Länder jetzt so dünnbevölkert, schlecht kultivirt und unbegütert sind, wie sie es vor der Entdeckung von Amerika nur immer seyn konnten. In Spanien und Portugal scheint vollends der jährliche Boden- und Arbeitsertrag abgenommen, und die Nationalbegüterung sich vermindert zu haben: obgleich grade dort der Metallzufluß am anhaltendsten und stärksten gewesen ist; und folglich, wenn er an sich Industrie, Kultur und Wohlstand bewürken könnte, grade dort diese Würkung am auffallendsten hätte zeigen müssen. Auch muß in diesen Ländern nach Verhältniß ihres dinglichen Vermögens mehr Gold und Silber vorhanden seyn, als in irgend einem andern; weil in ihnen die Ausfuhr dieser Metalle durch Verbot oder Impost gehemmt wird. Und doch gehören sie zu den ärmsten Ländern in Europa.

Das anhaltende Sinken des Silberwerths oder Steigen des mittlern Kornpreißes kann dem Landmann auf einem doppelten Wege Vortheil bringen.

Erstens, sofern dann von einer
chen Summe Geldes der Werth immer
ner wird, und sonach Zahlungen, d
auf bestimmte Summen belaufen, mit
geringern Realwerth bestritten werden
nen; so gewinnt der Landmann, w
als Schuldner alte Darlehne abbezahlt
als langzeitiger Pächter die Rente v
späteren Jahren entrichtet, oder als
than seine von langer Zeit her in
festen Summe bestehende Landsteuer a
Staat abträgt.

Zweitens, sofern mit dem Sink
Silberwerths nicht alle käuflichen Din
einmal und gleich stark im Preiße f
sondern eines später, das andere früher
mehr, das andere weniger in die Höh
hat er vielleicht den Vortheil, manche
Bedürfnisse verhältnißmäßig wohlfeile
zukaufen.

Indessen so viel er als Schuldner
Pächter, als Unterthan in solchen Fäll
winnt; so viel verliehrt sein Gläubiger
Verpächter, seine Landesregierung, di
genöthigt ist den Minderwerth ihrer E
me durch Erhöhung alter, oder Einfü
neuer Abgaben von ihm oder andern s

ſetzen zu laſſen. Die Ungleichmäßigkeit aber des Steigens der käuflichen Dinge im Preiße, ſoweit ſie vom ſinkenden Silberwerth herrührt, hält nicht lange vor; und und ſofern ſie lange vorhält, rührt ſie von Urſachen her, die unabhängig von der Veränderung des Silberwerths ſtatt haben.

Aus allem dieſem läßt ſich leicht abnehmen, was umgekehrt das Steigen des Silberwerths oder das Sinken des mittlern Kornpreißes dem Landmann für Nachtheil bringen kann.

Jene Vortheile ſowohl als dieſe Nachtheile ſind, wie man ſieht, meiſt von ſeltnen Bedingungen abhängig, und hören von ſelbſt auf, ſobald die Veränderung des Silberwerths nachläßt.

Eben ſo bedingt und unbeſtändig iſt mithin auch alles, was ſich von jenen Vortheilen Gutes für die Bodenkultur erwarten, oder Böſes von dieſen Nachtheilen beſorgen läßt. Und ſonach bleibt zur dauernden und ſichern Beförderung der Kultur nichts übrig, als die gerechte Verfaſſung; die, indem ſie dem Fleiße die gewiſſe Ausſicht auf den Genuß ſeiner Früchte gewährt, ihm eben dadurch zu jeder Anſtrengung ermuntert.

Das vom Sinken des Metallwerths allein herrührende Steigen der Geldpreiße trifft alle Feilſchaften gleichmäßig; ſo daß, nachdem das Silber z. B. ein Drittheil oder Viertheil ſeines vorigen Werths verliehrt, alles Erkäufliche mit der Zeit um ein Drittheil oder Viertheil theurer ſeyn wird, als es ſonſt wäre. Findet man daher, daß im Verlauf eines halben oder ganzen Jahrhunderts die verſchiednen Produkte nicht alle gleich ſtark mit dem Korn im Preiße geſtiegen ſind, ſondern einige weit höher; ſo muß man nicht dem verminderten Sachwerth des Silbers, ſondern dem vergrößerten Sachwerth ſolcher Produkte ihren höhern Preißaufſchlag zuſchreiben.

Dieſe Unterſcheidung der Urſachen des Theurerwerdens mancher Produkte iſt keine müßige Grübele, ſondern kann in manchem Betracht nützlich ſeyn.

Sie kann nützlich ſeyn, ſofern ſie ein leicht erkennbares Merkmal von dem Flor des Landes abgiebt. Iſt der ſteigende Preiß mancher Produktarten lediglich eine Würkung von dem ſinkenden Metallwerth; ſo folgt daraus weiter nichts, als daß die Minen, welche den Markt mit Metall verſor-

gen, ergiebiger sind: wobei das Realvermögen der Nation, ihr jährlicher Boden- und Arbeitsertrag entweder, wie es z. B. in Portugal geschah, nach und nach abnehmen, oder, wie es in den meisten andern Ländern Europens der Fall war, allmählig zunehmen kann. Ist aber jener steigende Preiß mancher Produkte eine Folge davon, daß der Boden, von dem sie sonst kommen, einen höhern Sachwerth gewonnen hat, nämlich durch Urbarmachung und Verbesserung zum Kornbau geschickt gemacht worden ist: so zeigt dieser Umstand aufs klärste den fortschreitenden Gang der Nationalwirthschaft an; und es ist wohl nicht unnütz, von dem zunehmenden Werth des Bodens, der in jedem beträchtlichen Lande das größte, wichtigste und dauerhafteste Stück des Nationalreichthums ausmacht, einen so entscheidenden Beweis zu kennen.

Auch kann jene Unterscheidung nützlich seyn, wenn es zur Frage kommt, wie bei steigenden Preißen die Geldgehalte der untern Staatsdiener regulirt werden sollen. Ist der steigende Preiß mancher Lebensmittel eine Folge von dem sinkenden Silberwerth; so sollte man jedes Geldgehalt, wofern es

nicht vorher ſchon allzuſtark war, nach Verhältniß des geſunknen Silberwerths erhöhe: ſonſt wird des Dienſtmanns Sachlohn, oder ſein reelles Amtseinkommen, um ſoviel geſchmälert ſeyn. Rührt dieſer ſteigende Preiß aber davon her, daß der Sachwerth ſolcher Lebensmittel, kraft der höhern Kultur des ſie hervorbringenden Bodens, größer geworden iſt; ſo wird es eine verwickelte Frage, ob überhaupt, oder in welchem Verhältniſſe man die Geldgehalte erhöhen ſoll. Denn nach Maaßgabe der ſich erweiternden und verbeſſernden Bodenkultur werden zwar (aus Urſachen, die vorher angegeben worden) alle animaliſchen Eßwaaren im Verhältniß zum Korn theurer, aber dagegen auch die vegetabiliſchen wohlfeiler; indem durch die zunehmende Fruchtbarkeit des Bodens die Fülle dieſer letztern vermehrt, überdem im Fortgange der Landwirthſchaft, manches Gewächs, das man ſonſt nur in Gärten zog, auf dem Felde im Großen wohlfeiler gebauet, und manches vorher unbekannte und wohlfeilere neu kultivirt wird.

Hier iſt es nun nicht leicht auszumitteln, wiefern das Steigen der einen Art Lebensmittel durch das Sinken der andern erſetzt

werde. Hat der Sachpreiß des Schlachtviehes einmal seinen höchsten Stand erreicht; so kann das nachherige Steigen der andern animalischen Eßwaaren, wie des Federviehes, der Fische, des wilden Geflügels und andern Wildprets, welche Dinge später als das Schlachtvieh, ihren höchsten Preiß erreichen, auf den Zustand der untern Volksklassen wenig Einfluß haben. Gewiß finden sie sich durch die Theurung dieser Artikel weniger bedrückt, als durch die Wohlfeilheit der Kartoffeln erleichtert. Was ihnen härter fällt, ist die Theurung der Brennmaterialien.

Die zunehmende Landeskultur strebt den Sachpreiß der Fabrikate einerseits zu erniedrigen, andrerseits aber zu erhöhen; und nach der verschiednen Natur der Fabrikate gewinnt entweder eine Würkung, oder die andere das Uebergewicht.

Sie strebt ihn zu erniedrigen, denn bessere Maschinerie, würksamere Verfahrungsarten, größere Geschicklichkeit und zweckmäßigeres Trennen und Vertheilen der Geschäfte sind die natürlichen Folgen von der zunehmenden Kultur. Dieß alles aber trägt dazu bei, daß mit einer viel kleinern Quan-

tität Arbeit eine gleiche Quantität Waare verfertigt werden kann. Und dieſes Erſparniß an dem Quantum der Arbeit kann ſo beträchtlich ſeyn, daß es der Vermehrung des Arbeitslohnes, der allerdings mit dem Flor des Landes wächſt, nicht nur das Gegengewicht hält, ſondern in vielen Fällen ſie weit aufwiegt.

Dagegen ſtrebt die zunehmende Landeskultur den Sachpreiß von Fabrikaten zu erhöhen, ſofern ſie macht, daß der Sachpreiß vieler rohen Materialien ſteigt, deren Vertheurung natürlich auf den Preiß der daraus verfertigten Fabrikate würkt.

Bei den gröbern Arten von Waaren, deren Preiß mehr durch das Material, als durch die Fabrikaturarbeit beſtimmt wird, wie z. B. bei Zimmermanns- oder Böttcher- oder gemeiner Tiſchler- und Drechsler-waare, kann der mit zunehmender Bodenkultur nothwendig ſteigende Sachpreiß des Holzes allen Vortheil aufwiegen, den die beſte Maſchinerie, die größte Geſchicklichkeit, und die paſſendſte Arbeitstheilung gewähren mag.

In allen Fällen aber, wo das rohe Material ſeinem Sachpreiße nach gar nicht oder

wenig steigt, imgleichen wo solches minder, als die Fabrikaturarbeit, den Preiß der Waare bestimmt, sinkt dieser allemal verhältnißmäßig herab.

Am auffallendsten hat sich an den Fabrikaten, deren Material die gemeinen Metalle sind, dieß Sinken des Preißes im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte gezeigt. Ein besseres Gehwerk einer Uhr, als ehedem mit hundert Thalern bezahlt ward, bekommt man jetzt vielleicht für zehn; und manche englische sogenannte Birminghamer und Sheffielder Waare setzt durch ihre Wohlfeilheit in Erstaunen. Dafür lassen sich aber auch wohl bei keiner Art von Fabrikaten Arbeitstheilung und Maschinengebrauch soweit treiben, als bei der, deren Material die gemeinen Metalle sind.

Tuchwaaren sind in derselben Zeit nicht so merklich gesunken. Eine Vergleichung ihres jetzigen Sachpreißes mit dem, welchen sie in einer entfernteren Zeit, z. B. um das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, hatten, zeigt indessen doch, daß damals feines Tuch sehr viel und grobes zwar soviel nicht, aber doch auch beträchtlich theurer war. Daß beiderlei Tuch seitdem wohlfeiler geworden ist,

erklärt ſich aus drei weſentlichen Verbeſſerungen, welche ſeitdem in der Tuchmanufaktur aufgekommen ſind; indem man die Spindel gegen das mit gleicher Arbeit wohl zweimal ſoviel ſchaffende Spinnrad vertauſcht, zum Scheeren und Aufbäumen der Kette bequeme Maſchinen ausgedacht, und Walkmühlen ſtatt des vormaligen Walkens mit den Füßen eingeführt hat. Daß aber der Unterſchied zwiſchen dem damaligen und jetzigen Preiße geringer bei dem groben Tuch iſt als bei dem feinen, erklärt ſich wohl daraus, daß die Verfertigung des groben Tuchs in jener alten Zeit, wie eine Hausmanufaktur, faſt von jeder Familie neben ihrem anderweitigen Beruf getrieben ward. Es mußte daher dieſe Waare wohlfeiler ſeyn, und konnte freilich auch beim Fortgange der Kultur nicht ſo ſehr, wie die feine, ſinken.

Seidenwaaren ſind ebenfalls, ihrem Sachpreiße nach, wohlfeiler jetzt, als vor hundert und mehr Jahren: vielleicht nicht bloß darum, weil die Fabrikatur derſelben ſich vereinfacht hat: ſondern auch, weil das Material, ſeinem Sachpreiße nach, durch vermehrte Kultur etwas wohlfeiler geſtellt werden kann.

Unter allen Webewaaren aber ſind die baumwollenen, ihrem Sachpreiße nach, gegen vorige Zeiten, wohl am tiefſten geſunken. Und das iſt unfehlbar die Folge nicht ſo wohl von dem geſunkenen Werth des Materials, wie von der durch die bewundernswürdigſte Maſchinerie verkürzten, und durch chemiſche Erfindungen vervollkommneter Fabrikaturarbeit.

VI.

Wie würkt der verſchiedne Gang der Nationalwirthſchaft auf die Bodenrente?

Jede Verbeſſerung in den Umſtänden einer Nation ſtrebt entweder direkter oder indirekter Weiſe die reelle Bodenrente, das Sachvermögen des Grundherrn, ſeine Macht über Arbeit oder Erzeugniſſe der Arbeit andrer Leute zu vergrößern.

Erweiterung und Verbeſſerung der Bodenkultur bewirken direkter Weiſe einen Rentezuwachs. Von dem größern Ertrage iſt auch der dem Grundherrn an Rente zufallende Theil größer; obſchon im Kulturfortgange das Verhältniß dieſes Theiles zum ganzen Ertrage kleiner wird. Geſetzt, es er-

weitre ſich durch Urbarmachung die Ausſaat eines Guts von 300 Scheffeln auf 400; und es ſteige durch beſſere Kultur, der Einſchnitt von fünf Körnern auf ſechs, und ſo nach der Ertrag von 1500 Scheffeln auf 2400. Wenn nun auch die Rente ſich auf eine volle Hälfte des vormaligen Ertrages belief, und dagegen etwa nur ein Drittheil des neuen ausmachen kann; ſo iſt doch dieſes Drittheil von 2400 größer, als die Hälfte von 1500.

Auch bewürkt direkter Weiſe, und in noch höhrer Proportion, einen Rentenzuwachs der ſteigende Sachpreiß ſolcher Produkte, welche, wie es z. B. mit dem Vieh der Fall iſt, erſt zufolge der ſich ausdehnenden Bodenkultur an Werth ſteigen, und hernach durch ihren geſtiegnen Werth eine weiter zunehmende Bodenkultur veranlaſſen. Nicht genug, daß mit dem ſteigenden Sachwerth ſolches Produkts, die dem Grundherrn zukommende Portion vom ganzen Ertrage gleichfalls an Sachwerth ſteigt; ſondern auch das Verhältniß von ſeiner Portion zum ganzen Ertrage wird größer. Denn ſofern es nicht mehr Arbeit koſtet dieſen Ertrag zu gewinnen, nachdem er ſeinem Sachpreiße nach höher geſtiegen iſt, als

zuvor; so reicht eine kleinere Portion davon hin, den jene Arbeit beschäftigenden Verlag mit dem üblichen Profit zu erstatten. Eine größere fällt also dem Grundherrn anheim. Zog z. B. ein Gut in dem schottischen Hochlande vor der Union auf seinen wüsten Weiden zum jährlichen Verkauf 20 Stücke Rindvieh, die damals 150 Scheffeln Roggen gleich galten, und hob sich ihr Preiß in der Folge so, daß nachher diese Stücke Vieh 300 Scheffeln Roggen an Werth gleich wurden; während die Arbeit der Zucht und Wartung des Viehes dieselbe blieb, wie zuvor; so reichte von diesem theurern Vieh eine kleinere Portion zur Deckung der Kosten jener Arbeit hin, und eine größere blieb also für die Rente des Grundherrn übrig.

Jede Verbesserung, wodurch Arbeit an Würksamkeit verstärkt wird, so wie sie direkter Weise den Sachpreiß der Fabrikate zu vermindern strebt, so strebt sie indirekter Weise den Sachwerth der Bodenrente zu vermehren. Der Grundeigner setzt den Theil seiner rohen Produkte, der ihm entbehrlich ist, oder was auf eins hinaus kommt, den dafür gelösten Preiß in Fabrikate um. Was

den Sachpreiß von diesen senkt, dem Sachpreiß von jenen. Eine Quantität von Produkten also wi Aequivalent einer größern Quantität brikaten; und setzt den Grundeigner Stand, sich von den Bequemlichkeite den und Genüssen, die er begehre eine größere Quantität zu verschaffen.

Jede Vermehrung des Re lvermög Nation, jeder Zuwachs zur Quantit licher Arbeit, die in ihr ve richte strebt indirekter Weise die reelle Bod empor zu heben. Denn von diesem gen und dieser Arbeit geht natürlich ei auf das Land; mit der Zunahme de lages und der Arbeit auf dem Lande der Ertrag, und mit dem Ertrage die

Die entgegengesetzten Umstände eine entgegengesetzte Würkung hervor gen. Die Vernachlaßigung der Bo tur, der sinkende Sachpreiß irgend Gattung von Produkten, der mit den fall von Kunst und Industrie steigende preiß von Fabrikaten, das Einschwind Realvermögens der Nation, dieß alles die reelle Bodenrente zu erniedrigen Sachvermögen des Grundeigners zu

lern, ſeine Macht über Arbeit oder Erzeugniſſe der Arbeit anderer Leute zu vermindern.

Fünfte Abtheilung.

In welchem Verhältniſſe ſteht das Intereſſe einer jeden der drei Menſchenklaſſen, die von Lohn, von Profit und von Rente leben, zum allgemeinen Intereſſe der ganzen Staatswirthſchaft?

I.

In welcher Art der geſammte jährliche Boden- und Arbeitsertrag jeder Nation ſich in drei Stücke theilt, und drei verſchiedenen Klaſſen von Leuten, denen, die von Rente, die von Lohn, und die von Profit leben, ein Einkommen giebt, iſt an einem andern Orte gezeigt, und zugleich bemerkt worden, daß dieſe drei Klaſſen die weſentlichen und urſprünglichen Beſtandtheile jeder civiliſirten Staatsgeſellſchaft ſind.

Das Intereſſe der erſten von dieſen drei großen Klaſſen iſt, wie wir am Ende des vorigen Kapitels geſehen haben, mit dem Intereſſe der ganzen Staatsgeſellſchaft innig und

unzertrennlich verknüpft. Was dem Eine gemessen oder entgegen ist, ist es auch andern. Wann daher öffentliche Vera gen gehalten werden, betreffend irgen staatswirthschaftliches Regulativ; so k die Landeseigenthümer mit dem Vorsatz, Interesse ihrer eigenen besondern Klass befördern, das Publikum nicht müsse vorausgesetzt, daß sie von diesem Ge eine leidliche Kenntniß haben, und durch dasselbe, und kein andres, sich rem Urtheil bestimmen lassen.

Diese doppelte Voraussetzung findet mal bei dem vornehmeren Theile der nicht immer und überall statt. Es fehl nen nur zu oft an vollständiger Einsic ihr wahres Interesse. Gebühren zu Einkommen, das ihnen weder Arbeit Sorge kostet, sondern gleichsam von und ohne daß sie sich deshalb mit irgen nem Entwurf oder Plan befassen dürfen fließt, werden sie durch die Gemächlic und Sicherheit ihrer Lage leicht zu einer dolenz verführt, die sie öfters nicht nur wissend macht, sondern auch unfähig zu Geistesanstrengung, welche nothwendig wenn man die Folgen irgend einer öff chen Maaßregel voraussehen und beurth

will. Besitzen sie vollends, wie es in vielen Ländern der Fall ist, erbliche Vorrechte in Hinsicht auf ihre Grundeinsassen sowohl, als auf die übrigen Staatsgenossen; so werden sie, durch Rücksichten auf solche besondere Vorrechte, nur zu oft an der unbefangenen Beherzigung des reinen Landeigner-Interesse gehindert, und, selbst bei richtiger Einsicht in dasselbe, zu Beschlüssen bestimmt werden können, die jenem sowohl als dem gesammten Nationalinteresse widerstreiten. Auch hat man sie oft genug jeden Antrag zurückweisen oder vereiteln sehen, der darauf ausging, Einrichtungen zu ändern, durch welche das wahre Lebensprinzip der Staatswirthschaft entkräftet wird, nehmlich die Unfreiheit des Landvolks aufzuheben, und die Käuflichkeit des Bodens für jeden, der ihn bezahlen kann, und dem der Eigner ihn überlassen will, einzuführen: sogar wenn ein solcher Antrag von einem gerechten und weisen Regenten an sie als seine Vasallen kam. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß, vermöge eines Erbfehlers, der Mensch einen gegenwärtigen geringern Vortheil dem eingeständlich größern aber entfernten vorzuziehen pflegt; daß vermöge eines zweiten Erbfehlers der Mensch lieber gnädig als gerecht ist, und lieber Andre von seiner

Willkühr abhangen ſehen, als ſie durch einen freien Vertrag ſich verpflichten will; wobei ſein Stolz ſelbſt über ſeinen Eigennutz obſiegt, und einen Gewinn ausſchlägt, der mit einer Beſchränkung der Eigenmacht verknüpft ſeyn würde. Nichts vom Neide zu ſagen, der das ſich entzogen glaubt, was Andre für ſich erwerben, und wäre es ſelbſt mit eignem Vortheil für ihn verknüpft.

Bei den brittiſchen Landeignern im Ober- und Unterhauſe, wo ſolche Rückſichten nicht ſtatt finden, iſt es freilich nur Mangel an Kenntniß, was ſie verführen kann, irgend ein ſtaatswirthſchaftliches Regulativ, das dem reinen Landeignerintereſſe, und mithin auch dem Intereſſe der geſammten Nation widerſtreitet, vorzuſchlagen; oder, wenn es, wie gewöhnlich, von Kaufleuten und Fabrikanten vorgeſchlagen wird, zu genehmigen.

Das Intereſſe der zweiten Klaſſe, die von Lohn lebt, iſt eben ſo innig, als das der erſten, mit dem Intereſſe der ganzen Staatsgeſellſchaft verknüpft. Der Arbeitslohn iſt nie höher, als wenn die Nachfrage nach Arbeit anhaltend zunimmt, oder wenn jedes Jahr beträchtlich mehr als das vorhergehende Jahr gearbeitet wird. Bleibt die Nationalwirthſchaft eine Zeitlang, ohne fortzuſchreiten, im

Beharrungsſtande; ſo ſinkt der Lohn bald ſo weit herab, bis er nur eben noch hinreicht, das Ausſterben der Arbeiterklaſſe zu verhindern. Geht die Nation in ihrem Wohlſtande zurück; ſo fällt der Lohn ſelbſt unter dieſen Satz. Vielleicht gewinnt, beim Flor der Nation, die Landeignerklaſſe mehr, als die Klaſſe der Arbeiter; gewiß aber leidet keine Klaſſe ſo ſchrecklich, wie dieſe, wenn die Nation in Verfall geräth.

Allein, obgleich des Arbeiters Intereſſe mit dem Intereſſe der Staatsgeſellſchaft innig verknüpft iſt, vermag er doch weder zu begreifen, worin dieſes beſteht, noch einzuſehen, wie es mit ſeinem eignen zuſammenhängt. Sein Beruf läßt ihm keine Zeit, ſich von der Lage der Dinge gehörig zu unterrichten, und ſeine Erziehung, Lebensweiſe und Gewöhnungen machen ihn insgemein ungeſchickt, richtig zu urtheilen, wenn er auch von allem völlig unterrichtet wäre. Bei den öffentlichen Berathſchlagungen wird daher auf ſeine Stimme wenig gehört, und noch weniger geachtet, außer wann ſie ſich bisweilen zum Geſchrei erhebt, das aber dann gewöhnlich zum Vortheil ſeiner Lohnherren, die ihn dazu angeſtiftet hatten, und nicht zu ſeinem eignen ausſchlägt.

Dieſe Lohnherren gehören zu der dritten

Klaſſe, zu der nämlich, die von Profit lebt. Der Verlag zu Profit angewandt iſt es, was den größten Theil der nützlichen Arbeit, die in jeder Staatsgeſellſchaft verrichtet wird, in Gang ſetzt. Nach den Planen und Anſchlägen der Verlagseigner werden alle die wichtigſten Arbeiten angeordnet und geleitet, und Profit iſt der erklärte Zweck aller jener Anſchläge und Plane. Aber mit dem Profit iſt es nicht wie mit der Rente und dem Lohn. Der Profitſatz ſteigt nicht mit dem Wohlergehn der ganzen Geſellſchaft, und ſinkt nicht mit ihrem Verfall, wie die Rente und der Lohn: vielmehr iſt er in reichen Ländern niedrig, und in armen hoch, und niemals höher, als wenn das Land am ſchnellſten ſeinem Untergange zueilt.

Fabrikunternehmer und Kaufleute ſind in dieſer Klaſſe gemeiniglich diejenigen, welche die ſtärkſten Kapitalien in Umtrieb ſetzen, und durch ihren Wohlſtand ſich das meiſte Anſehen zu verſchaffen wiſſen. Während ihres ganzen Lebens immer mit Anſchlägen und Planen beſchäftigt, pflegen ſie den meiſten Landeignern an Scharfſinn überlegen zu ſeyn. Da ihre Gedanken aber ſich mehr um das Intereſſe ihres eignen Berufs drehen, als auf das Intereſſe der ganzen Staatsgeſellſchaft gerichtet

ſind; ſo iſt ihrem Urtheil, ſelbſt wenn ſie es aufrichtig äußern (was nicht immer geſchieht), weniger zu trauen, wenn von letzterm, als wenn von erſterm die Rede iſt. Sie übertreffen den Landeigner nicht ſowohl darin, daß ſie ſich auf das Nationalintereſſe, als darin, daß ſie ſich auf ihr eignes Intereſſe beſſer verſtehen, als er auf das ſeinige.

Mittelſt dieſer höhern Kenntniß ihres eignen Intereſſe haben ſie des Landeigners Edelmüthigkeit in der brittiſchen Geſetzgebung oft getäuſcht, und ihn beredet, ſein eignes ſowohl, als das Nationalintereſſe aufzugeben, aus der ſehr einfältigen aber ehrlichen Ueberzeugung, ihr Intereſſe und nicht das ſeine wäre das Nationalintereſſe. Und doch iſt das Intereſſe der Fabrikanten und Handelsleute allemal in gewiſſem Betracht abweichend vom Intereſſe des Publikums, und ſogar ihm entgegengeſetzt.

Immer iſt es ihr Intereſſe den Markt zu erweitern, und die Konkurrenz zu verengern. Die Erweiterung des Markts kann öfters auch dem Publikum nützlich ſeyn, aber die Beſchränkung der Konkurrenz iſt ſeinem Intereſſe nothwendig allemal zuwider, und dient zu nichts, als die Kaufleute und Fabrikanten in den Stand zu ſetzen, durch Steigerung ihres Profits über den Satz, auf welchem er ſonſt natür-

lich stehen würde, eine ungereimte
zu ihrem Privatvortheil, von ihren
Mitbürgern zu erheben.

Jeder Vorschlag zu einem neuen
oder Regulativ, der von dieser Klasse
sollte daher allemal mit großer Behu
angehört und nicht eher genehmigt
bis, nachdem er lange und sorgfältig
pünktlichsten nicht nur, sondern selbst
argwöhnischsten Aufmerksamkeit geprü
den. Er kommt von einer Mensch
deren Interesse nie ganz einerlei mit d
teresse des Publikums ist, die gemeini
Interesse hat, das Publikum zu täusch
sogar zu drücken, und die bei viele
genheiten es auch würklich getäuscht
drückt hat.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

rm 410